

*the
region
y*



+Y MAG - N° 02 - SCHWYZ+

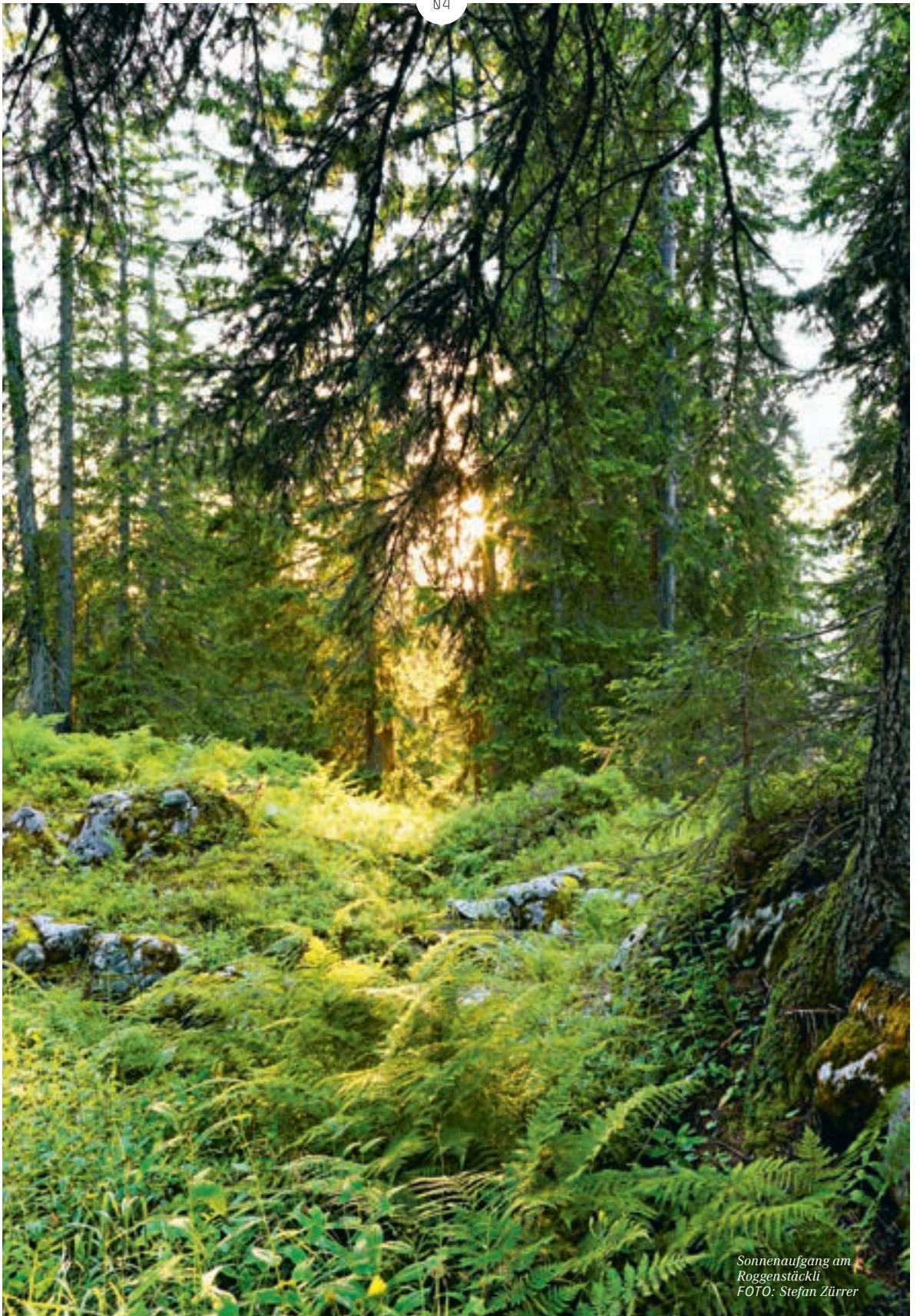
Schwyz

Y
N° 02

Y MAG

Schweyz

Nº 02



Sonnenaufgang am
Roggenstäckli
FOTO: Stefan Zürrer

LIEBE LESERIN, LIEBER LESER,



Andreas Lukoschik

In der zweiten Ausgabe des Y MAG geht es darum, dass der Schwyzer nicht einfach so in den Tag hinein lebt. Obwohl er genügend Laissez-faire aufbringen könnte, das zu tun, wenn er nur wollte. Will er aber nicht. Er will etwas bewirken. Im eigenen Kanton und – weil er gerne über den Tellerrand hinausschaut – auch draussen in der weiten Welt.

So lesen Sie in dieser Ausgabe ein Gespräch mit einem, der auszog zu schauen, dass politische Wahlen korrekt verlaufen. Sozusagen ein Kontrolleur des besten Schweizer Exportartikels – der Demokratie. Sie lesen von einem Konsul, der lange Zeit die diplomatischen Interessen von Laos in der Schweiz vertreten hat. Sie erfahren wie drei Schwyzer, die nach Amerika gingen, dort ihr Glück machten. Und zwar „sehr erfolgreich“. Und Sie erfahren etwas über Künstler aus zurückliegenden Jahrhunderten, die aus Schwyz stammten und in den Königshäusern und Präsidentenpalästen dieser Welt ihre schönen Künste zeigten.

Dass Geschichte bis in die heutige Zeit wirken kann, wird in dem Beitrag über die Ausstellung zum deutschen Kaiser Otto II. (955 – 983) deutlich, für die die Hilfe aus Schwyz segensreich war. Das Kloster Einsiedeln liess nämlich einige wichtigen Urkunden nach Sachsen-Anhalt aus – und begründete damit eine freundschaftliche Beziehung zu diesem deutschen Bundesland.

Aber auch im Kanton sind „Bewirker“ im Einsatz. Felchlin macht die beste Kuvertüre des Landes – vermutlich sogar Europas, obwohl die Belgier das nicht sehr gerne hören. In Gersau

sitzt ein junger Kaffeeröster, der sich zum Ziel gesetzt hat, seine Kaffeesorten so zu behandeln, wie ein Edeltwinzer seinen Wein. Dabei holt er das Feinste aus den Bohnen heraus – durch die richtige Röstung. Das macht er so köstlich, dass einem das Wasser im Munde zusammenläuft. Vorher. Nachher will man mehr. Nicht Wasser. Von seinem Kaffee.

Mehr wollte ebenfalls die erste Nationalrätin der Schweiz, Elisabeth Blunschy, in ihrem politischen Leben. Immer. Allerdings stets mit Augenmass! Ihr Enkel Dominik unterhielt sich mit ihr über die Zeit in der Politik, wie es damals war und was heute noch ansteht. Es gibt auch wieder eine Sage. Dieses Mal über die Entstehung des herrlichen schmiedeeisernen Chorgitters im Kloster Einsiedeln – und darum, wieso der Teufel dabei leer ausging.

Schwyzer wissen, dass man viel wollen kann. Wenn aber Gottes Segen dabei fehlt, geht meist gar nichts. Oder wenn, dann nur sehr holperig. Deshalb erzählen wir eine Geschichte über einen Brauch, der an vielen hoch gelegenen Orten des Kantons gepflegt wird. Den Betruf. Warum es ihn gibt, und warum er seinen Sinn hat.

Und wir haben einen „ausländischen“ Kolumnisten im Blatt: Der Wanderpapst Thomas Widmer aus Zürich beschreibt eine herrliche Wanderung auf den Zindlenspitze. Habe ich etwas vergessen? Richtig: die Reihe „Kantonesisch“. Sie dreht sich um die „Zwifaltere“. Die „Gipfelgeschichten“ dagegen drehen sich um gar nichts, sondern schauen hinauf auf die „Königin der Berge“ – die Rigi.

So, und jetzt wünschen Ihnen alle Autoren:
„Gute Lektüre!“



INHALT

MY NEIGHBOURHOOD

10 „Der einzige Diplomat in Schwyz“ oder: Wie ein Strassenbauer Brücken schlägt – zwischen Laos und der Schweiz.

MY SCHWYZ

18 „Die Rigi“ oder: Wie sich ein Elsässer Zahn um Zahn auf die Königin der Berge quälen wollte – und damit weltweit Erfolg hatte.

20 „Die bösen Mächte bannen“ oder: Warum Gottes Segen besonders in der Höhe vonnöten ist.

26 „Der raffinierte Braune“ oder: Wo man in Gersau erfährt, wie ein Espresso aus fein gerösteten Bohnen sortenreiner Ernte schmeckt.

30 „Kantonesisches“ oder: Warum es in Schwyz keine Schmetterlinge gibt.

32 „Das Chorgitter in der Klosterkirche“ oder: Wie der Teufel im Kloster Einsiedeln leer ausging.

34 „Dr Zindlenspit und Mt. Hyde“ oder: Die Metamorphose

eines Marcher Berges. Von Thomas Widmer.

MY SWITZERLAND

40 „Wild auf den Westen“ oder: Wie drei Schwyzer auszogen, um in Amerika reich zu werden – und es schafften.

44 „Elisabeth Blunschy“ – Die erste Nationalrätin der Schweiz schaut sich um und zurück. Ein Gespräch mit ihrem Enkel Dominik.

MY EUROPE

50 „Die Schweiz ist das Loch im europäischen Käse“ oder: Wie Prof. Reto Föllmi aus dem schönen Pfäffikon das Verhältnis der EU zur Schweiz sieht

54 „O dolce mio“ oder: Warum die beste Ouvertüre mit „K“ statt „O“ beginnt, am Schluss genossen wird – und aus Schwyz kommt.

MY WORLD

62 „Von der Viehzucht zur Weltpolitik“ oder: Warum ein Wahlbeobachter weniger Diplomat und mehr streitbarer Demokrat sein muss.


68 „Wie einige Kün-SZ-ler die damalige Welt begeisterten“ (Fortsetzungen für die Gegenwart werden in späteren Ausgaben folgen)

72 „Kaiser Otto und das Kloster Einsiedeln“ oder: Wie jahrtausendealte Beziehungen zu Sachsen-Anhalt von Schwyzern wiederbelebt werden.

ZUM SCHLUSS

76 „My Face, look!“ – Hier geben Sie, liebe Leserin und lieber Leser, dieser Ausgabe Ihr Profil.

78 „Unser Dank bleibt Ihnen nicht erspart“ oder: Wer uns hilft, dieses Magazin zu produzieren!

 **WER MEHR ÜBER DEN KANTON ERFAHREN MÖCHTE BEKOMMT ES HIER:**
 Amt für Wirtschaft
 Bahnhofstr. 15
 CH 6431 Schwyz
 Bestellungen des Magazins bitte ebenfalls an diese Adresse richten.

IMPRESUM

HERAUSGEBER: Urs Durrer, Vorsteher Amt für Wirtschaft, Kanton Schwyz urs.durrer@sz.ch

KONZEPTION & GESAMTLEITUNG: Amadeus AG, Schwyz

CHEFREDAKTOR: Andreas Lukoschik

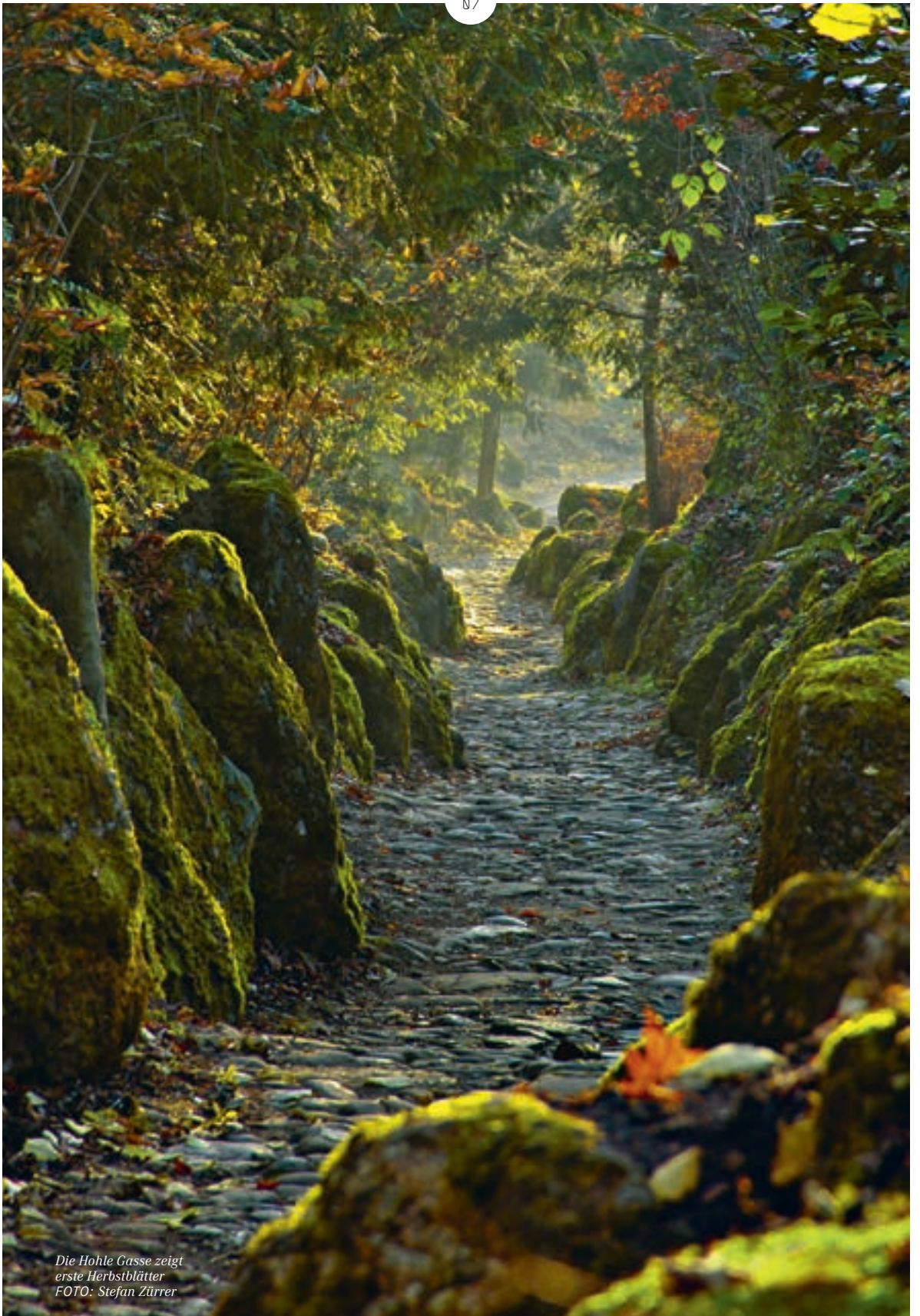
CREATIVE DIRECTION: Reto Brunner, brunnerbekker München

ART DIRECTION: Florian Fischer

MITARBEITER AN DIESER AUSGABE: Nathalie Henseler, Hanjo Seibler, Dr. Guido Käppeli, Patrick Hosennen, Hans Steinegger, Thomas Widmer, Paul von Rickenbach, Annemarie Regez, Dominik und Elisabeth Blunschy, Prof. Dr. Reto Föllmi, Christian Aschwanden, Dieter Gensch, Valentin Kessler und Andreas Mayerhans. Stefan Zürer (Fotos), Patrick Rosche (Illustrationen)

ANSCHRIFT DER REDAKTION: Y MAG, Hauptplatz 10, 6430 Schwyz

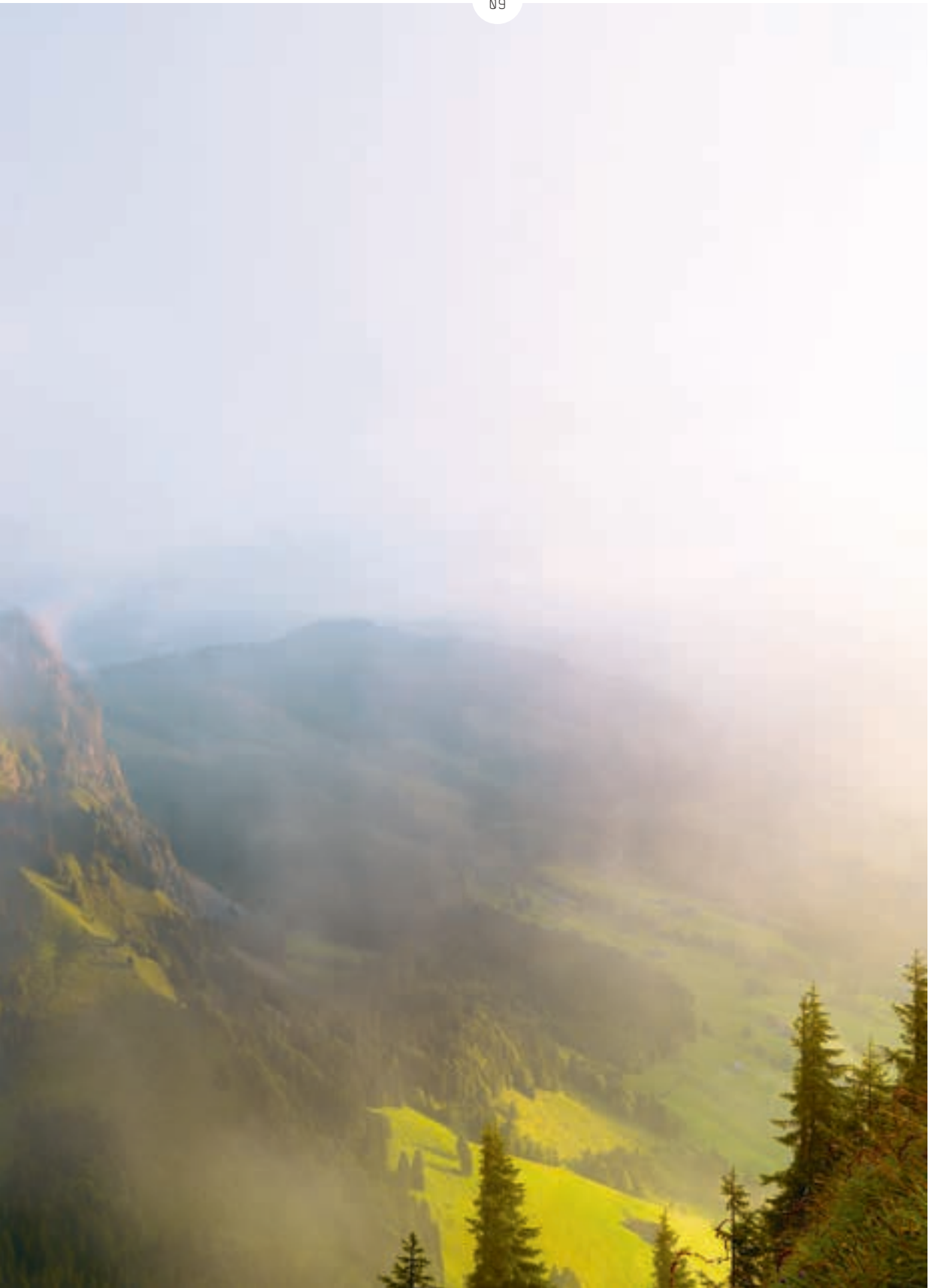
DRUCK: Gutenberg Druck AG; Lachen



*Die Hohle Gasse zeigt
erste Herbstblätter
FOTO: Stefan Zürrer*

my neighbourhood

Die Grossen Mythen
lupfen die Nebeldecke
für einen grandiosen
Tag im Sonnenschein
FOTO: Stefan Zürer



EIN STRASSENBAUER, DER BRÜCKEN SCHLÄGT

DER SCHWYZER KONSUL GUIDO
KÄPPELI ERZÄHLT VON "SEINEM"
LAND LAOS

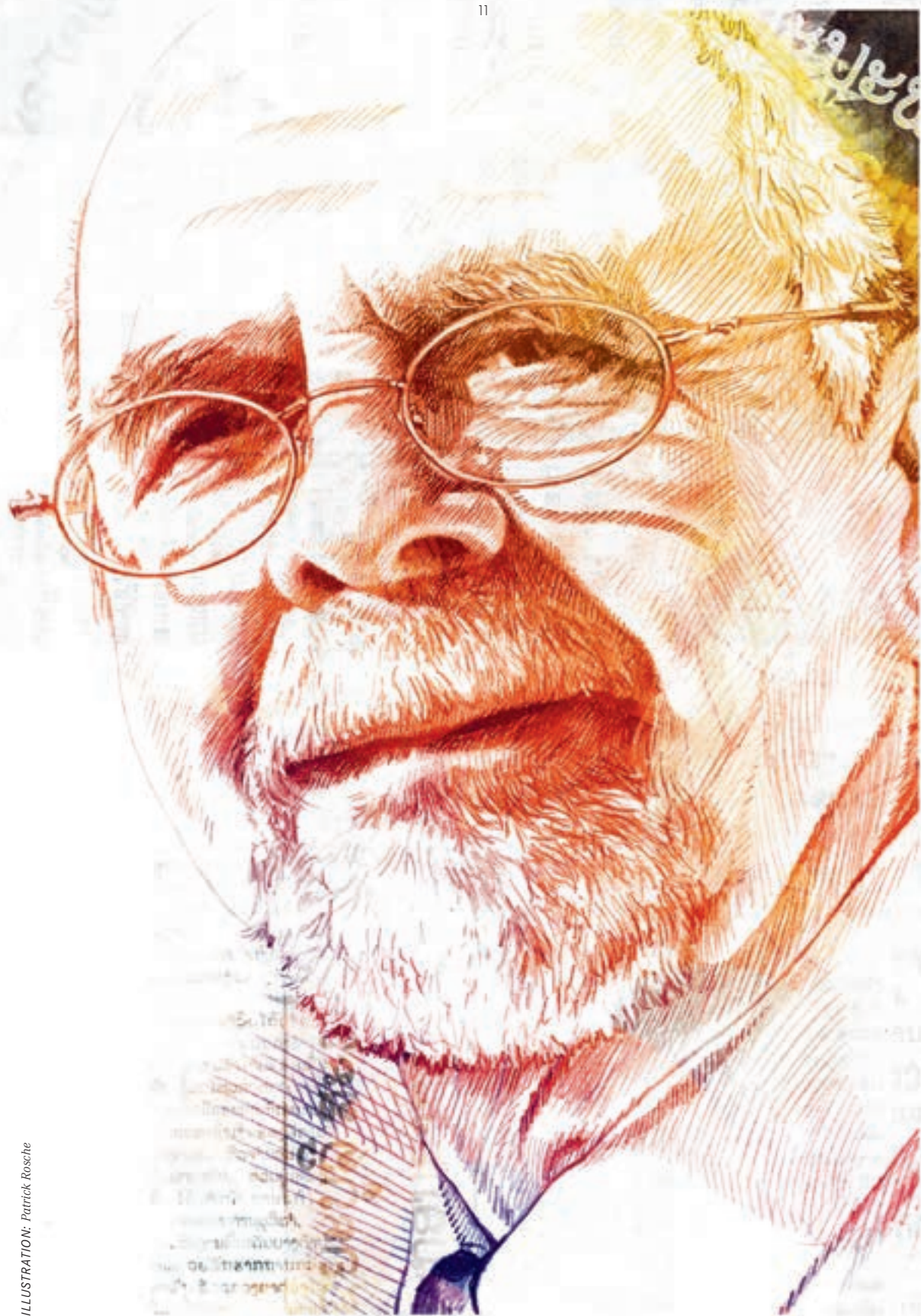
von *Andreas Lukoschik*

„**E**xequatur“ – „Er möge ausüben“. Mit dieser Formel erteilt der Bundespräsident der Schweiz einem Konsul oder einer Konsulin bei deren Amtsantritt die Erlaubnis, die Interessen „ihres“ Landes und die seiner Bürgerinnen und Bürger in der Schweiz wahrzunehmen. Das Exequatur gab es auch als Guido Käppeli sein Amt für die südostasiatische „Demokratische Volksrepublik Laos“ antrat – am 6. Mai 2006 von Bundespräsident Moritz Leuenberger. Käppeli ist seitdem der einzige Diplomat in Schwyz. Was nicht heißt, alle anderen Schwyzler seien nicht diplomatisch. Er jedoch ist der einzige mit einem Diplomatenpass - und der Immunität genießt.

Wer Dr. Guido Käppeli an seinem Schreibtisch im Konsulat von Laos besucht, begibt sich auf extraterritorialen Grund. Wer das Anwesen nahe dem Bundesbriefmuseum betritt, ist, ehe er sich versieht, weder in Schwyz noch in der Schweiz. Er ist „außerhalb“. Auf Lateinisch „extra territorium“. Dünn ist die Luft trotzdem nicht. Dick erst recht nicht, denn Guido Käppeli ist ein Mann, der gerne lacht und einen liebenswerten Sinn für heitere Momente hat.

So merkt man im Gespräch schnell, dass er Strassen baut. Nicht nur im sachlichen Sinne (überall im Lande sind die hellgrün lackierten Maschinen der A. Käppeli's Söhne AG zu sehen, mit denen seine über 100 Mitarbeiter unsere Transportwege sanieren), sondern vor allem im übertragenen Sinn. Er ist ein Mann, der Wege ebnet. Oder welche findet, die andere nicht sehen. Geht es nicht auf Augenhöhe, dann schlägt er Brücken. Über tiefe und weniger tiefe Täler. Über grosse und kleine Distanzen. Deshalb ist er als Konsul von Laos genau die richtige Besetzung. ➔

*Der laotische Konsul
Dr. Guido Käppeli,
der viel freundlicher ist
als er hier dreinblickt.*



Das finden auch die Laoten. Wohl deshalb war er einige Jahre ihr einziger diplomatischer Vertreter in der Schweiz. Doch als Laos dem UN-Menschenrechtsrat beitreten wollte, musste es einen eigenen UN-Botschafter nach Genf entsenden. Der übernimmt seitdem eine Art Botschafterfunktion für die gesamte Schweiz. Das entlastet Konsul Käppeli. Was ihn freut, weil er so nicht die einzige Anlaufstelle für die wachsende Zahl Laos-Interessierter ist. Allein aus der Schweiz sind im vorigen Jahr 9710 Reisende in das einzige asiatische Binnenland gereist (2005 waren es 5190). Eine erstaunliche Entwicklung, weil die meisten Fernreisenden ans Meer streben. In Laos sucht man es jedoch vergeblich. Nicht jedoch sehr angenehme Menschen. Friedlich sind die Laoten, beschaulich und mit dem befasst, was um sie herum geschieht.

Dazu erzählt der Konsul Käppeli eine kleine Geschichte: „Die Regierung hat in der Vergangenheit versucht, es den Bauern durch spezielle Bewässerungsprojekte zu ermöglichen, statt nur einmal im Jahr zu ernten, es zweimal zu tun. Das Ziel war, der Landbevölkerung etwas

mehr Wohlstand zu verschaffen. Nach einer Zeit des Bedenkens lehnten die Bauern das ab. Ihr Argument: Eine Ernte reiche, die Familie zu ernähren. Bei einer zweiten Saat müssten sie zweimal Schösslinge setzen, zweimal ernten, zweimal dreschen und zweimal mahlen. Das bräuchten sie nicht. Daraufhin versuchten die Verantwortlichen, ihnen das Ganze dadurch schmackhaft zu machen, dass sie ihnen erklärten, die zweite Ernte könnten sie doch verkaufen, um sich vom Erlös ein Moped anzuschaffen, mit dem sie in einer halben Stunde in der Stadt wären, sodass sie nicht mehr zwei Stunden laufen müssten. Ihre verblüffende Antwort lautete, die Zeitersparnis bräuchten sie doch nur dann, wenn sie zweimal ihr Feld bewirtschaften müssten. Bei einer Ernte sei das mit den zwei Stunden völlig in Ordnung.“ Schmunzelnd ergänzt der Konsul: „Ich weiß nicht, ob das nur eine Anekdote ist. Auf jeden Fall zeigt es, wie die Landbevölkerung denkt. Aus philosophischer Sicht steckt darin natürlich sehr viel Wahres und Richtiges. Mit Blick auf den Fortschritt ist eine solche Einstellung für die Regierung eines Landes allerdings ausgesprochen schwierig. So verwundert es nicht, dass in



LINKS: Der Barbier macht Pause.

RECHTS: In den Arbeitspausen ist Zeit zu träumen.





Laos wirklich grosse Privatinvestitionen von Vietnamesen, Chinesen und Thais kommen. Dadurch laufen die Laoten inzwischen Gefahr, dass nach den vielen Jahren, in denen sie politisch kolonialisiert waren, jetzt eine wirtschaftliche Kolonialisierung folgt. Deswegen versucht die Regierung,“ so Guido Käppeli, „dafür zu sorgen, dass sich die Dinge kontinuierlich in Richtung freie Marktwirtschaft entwickeln. Mit Erfolg. Dabei ist ihnen der Tourismus ganz recht, weil sich jeder einzelne Laote auf diese Weise ein bisschen Geld dazu verdienen kann. So erfahren die Laoten am ehesten, wie das mit der Eigeninitiative ist.“ Und er fährt fort: „Sie sehen, der bei uns manchmal kritisch betrachtete Tourismus kann durchaus sinnvoll sein.“

„Friedlich sind die Laoten, beschaulich und mit dem befasst, was um sie herum geschieht.“



Auf die Frage, wie sich die Sprache des Landes, auf den Tourismus auswirke – kaum ein Europäer kann die laotische Schrift lesen oder sprechen – erwidert der Konsul: „Die laotische Sprache gehört zu den phonetischen Sprachen, bei denen die jeweilige Betonung den Worten eine jeweils andere Bedeutung gibt. „Si“ – mit gleichbleibender Tonhöhe gesprochen – heisst „vier“. Gehen Sie am Ende des Wortes mit der Stimme rauf, heisst es „Hemd“, gehen Sie mit der Stimme runter, heisst es „Tiger“. Nun kann jeder versuchen, wie sich „vier Tiger im Hemd“ auf laotisch anhört,“ sagt er und lacht. ➤



*Impressionen aus dem
einzigartigen Laos*



Der Laote an sich

Wie dürfen sich Europäer das Volk von Laos vorstellen? Äußerlich betrachtet. „Für uns westliche Besucher ist es grundsätzlich schwierig, Asiaten nach äußerer Inaugenscheinnahme ihren Ländern zuzuordnen. Am besten geht es im Vergleich. Wenn wir zum Beispiel Vietnamesen und Laoten nebeneinander sehen und sie vergleichen, dann erkennen wir, Vietnamesen wirken eher zierlich, Laoten eher knorrig. Sie sind der Bergler-Typ.“

Bei einem solchen Vergleich liegt die Frage nahe, ob es Wesenszüge gibt, die Konsul Käppeli bei Laoten und Schwyzern gleichermaßen beobachtet hat? „Durchaus,“ lautet die überraschende Antwort, „eine gewisse Zurückhaltung anderen gegenüber ist beiden zu eigen. Beide sind sehr herzlich, jedoch emotional nicht so spontan wie zum Beispiel Italiener. Eher etwas kühl. Aber dennoch gastfreundlich und offen. Nicht überschwänglich, eher etwas behäbig.“





Ausserdem sind beide keine Großstadttypen – und“, fügt er mit verschmitztem Lächeln hinzu, „beide sind gute Netzwerker. Der Laote ist wie der Schwyzer lernbereit, sehr zuverlässig und nur sich selbst verantwortlich. Daran sehen Sie,“ sagt er, „dass es mir nicht wirklich schwerfällt, die Laoten zu verstehen.“ Woran der Leser erkennen kann, dass Schwyzersein, eine gute Einstimmung ist, andere Völker zu verstehen.

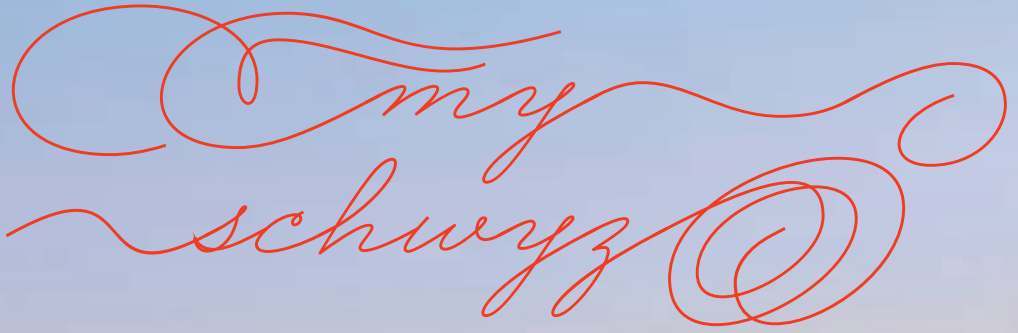
Ob er sich mehr Schwyzer in Laos wünschen würde, will ich während des Gespräches von Konsul Käppeli wissen? Zum Beispiel als Unternehmer? „Durchaus,“ stimmt er mir zu. „Es gibt gute Chancen. Zum Beispiel in der Holzverarbeitung. Aber auch bei Projekten, in denen mit kleineren Wasserkraftwerken auf lokaler Basis der Energiebedarf gedeckt werden kann. In der Weiterverarbeitung von landwirtschaftlichen Produkten ist ebenfalls Bedarf und dann natürlich im Tourismus. Alles nicht als Entwicklungshilfefprojekte verstanden, sondern als wirtschaftliche Unternehmen, die sich rentieren sollen.“

Es müsse allerdings bei jeder Unternehmensgründung berücksichtigt werden, erklärt Guido Käppeli, dass es im Juli und August in Laos eine heftige Regenzeit gebe. Und fügt hinzu: „Wobei ich die nach dem Regen aufkommenden weißen Wolken am blauen Himmel sehr reizvoll finde.“ Und wann ist die beste Reisezeit? „Von November bis März.“ November ist in der Tat nicht nur der richtige Zeitpunkt, um in Laos anzukommen, sondern auch eine gute Zeit, dem tristen Regenwetter in Europa zu entkommen.

Down to earth

Manchmal kommen auch seine laotischen Gesprächspartner nach Schwyz. Genau gesagt waren das bisher der Aussenminister, der Parlamentspräsident und der Vizepremierminister. Die wohnen dann im „Wyssen Rössli“, gehen mit ihrem Konsul Kaffee trinken und lassen sich von ihm die reizvolle Landschaft des Kantons zeigen. Das geschieht so, wie die Herren es mögen. Inoffiziell und herzlich. Bisher haben ihm übrigens alle anvertraut, dass sie Schwyz für den schönsten Teil der Schweiz halten.

Nach all dem Schönen stellt sich die Frage nach der politischen Lage in Laos. „Da tut sich sehr viel,“ antwortet Käppeli. „Im November findet die erste grosse ASEM-Konferenz in der Hauptstadt Vientiane statt. Das ist das internationale Forum aller europäischen und asiatischen Staaten, das zum multilateralen Austausch zwischen Europa und Asien in den Bereichen Wirtschaft, Politik, Bildung, Kultur, Umwelt- und Klimaschutz genutzt wird. Und obwohl die Schweiz nicht zur EU gehört, sind wir auf besonderen Wunsch der laotischen Regierung dazu eingeladen.“ Da liegt die Vermutung nahe, dass der Schwyzer Konsul Käppeli zur Völkerverständigung zwischen der Schweiz und Laos gute Arbeit beigetragen hat. Diese Feststellung kommentiert er mit „Danke für die Blumen.“ 🌹

The image features a red cursive signature that reads "my schwarz". The signature is written in a fluid, elegant style with large loops and flourishes. It is positioned in the upper half of the page, set against a background of a misty mountain landscape. The mountains are layered, with the foreground being dark and silhouetted, and the background fading into a soft, hazy light. The sky is a pale, clear blue.

„Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest du
Kaum einen Hauch.“
(Johann Wolfgang Goethe)
FOTO: Stefan Zürrer



DIE RIGI – PIONIERIN DER ZAHNRADBAHN

WOHER DIE RIGI IHREN NAMEN
HAT UND WARUM SIE EIN HORT
DER INNOVATION WAR

von Nathalie Henseler

Wie eine kegelförmige Aussichtskanzel thront die *Rigi* über dem Mittelland – vielleicht nennt man sie deshalb ‘Königin der Berge’. Nicht nur wegen der grandiosen Aussicht. Bei klaren Sichtverhältnissen sieht man von *Rigi-Kulm* bis zum Matterhorn im Süden und im Norden bis in den Schwarzwald. Ihre während Jahrmillionen übereinander geschobenen Nagelfluhschichten, sogenannte *Riginen*, gaben ihr den Namen, und ja – sie ist weiblich. Die Deutung, wonach der Bergname *Rigi* von *Regina (montium)*, also ‘Königin der Berge’, abgeleitet sein soll, führt deshalb in die Irre. Namenforscher Josef Leopold Brandstetter räumt erst Ende des 19. Jahrhunderts „endgültig

mit den Deutungen aus dem Latein auf“, wie der Schwyzer Forscher Viktor Weibel schreibt. Brandstetter bringt die richtige Deutung mit althochdeutsch *rīga*, ‘Linie, Reihe’, und bezieht das auf die streifenförmige Struktur im oberen Bereich des Berges. Das Idiotikon definiert *Rigine* als ‘horizontal laufende Schichtung, Streifen, Band im Gebirge’. Die urkundlichen Belege für die *Rigi* sind zahlreich und gehen zurück bis ins Mittelalter. Erstmals ist die *Rigi* im Jahr 1368 in einer Urkunde erwähnt: *in pede montis riginam*, ‘am Fusse des Berges *Riginam*’.

Der einsetzende Alpen-Tourismus Mitte des 19. Jahrhunderts bescherte dem beschaulichen Voralpenberg eine steile Karriere. Alle wollten die Rigi sehen, alle wollten sie erklimmen. Mit den Wünschen der Touristen entstand für die Einheimischen ein einträglicher Geschäftszweig. Die alte Route von Zürich nach Innerschwyz führte nicht etwa wie heute nach Goldau oder Vitznau und von dort auf die Rigi – sie führte von Zug mit dem Schiff über den Zugersee nach Arth, wo die Rigiträger ihre Arbeit aufnahmen. In Sänften brachten sie ihre Kundschaft auf schmalen Pfaden zuerst auf einem steilen Weg durch den Wald an der Nordlehne hinauf zum Dächli und von dort über Stafel nach Rigi-Kulm. Auf der einen Seite Abgrund und heikle Passagen, auf der anderen die einträgliche Last, die eine willkommene Einnahmequelle bot. Doch das touristische Transportgeschäft konnte der Nachfrage kaum gerecht werden. So zogen die voralpine Lage und die geologischen Voraussetzungen der Rigi die Tüftler der Zeit an, denn sie schien ein idealer Standort für die Einführung eines neuartigen Bahnsystems zu sein. Am 12. August 1863 erteilte die Republik Frankreich dem im Elsass geborenen gelernten Mechaniker und begabten Lokomotivbauer Niklaus Riggenbach (1817–1899) das Patent Nummer 59625: für die Erfindung der Zahnradbahn. Sechs Jahre lang blieb seine Erfindung liegen. Niemand interessierte sich dafür, bis der schweizerische Generalkonsul in den Vereinigten Staaten in der

Schweiz weilte und Riggenbach in seinem Oltner Büro besuchte. Er sagte: „Well, Mr. Riggenbach, Sie bauen eine Eisenbahn auf die Rigi!“, wie der Pionier in seinen Memoiren erzählt. Dass dieses Vorhaben nicht einfach durchzuführen war, kann man sich vorstellen. Dazu berichtet Riggenbach: „Von dieser bereits geschilderten Reise zurückgekehrt, nahm ich mir die Energie und zähe Ausdauer der Yankees, die mir in Nordamerika so imponiert hatte, zum Vorbilde, um meinen Plan einer Eisenbahn auf die Rigi allen Hindernissen zum Trotze durchzusetzen. Ich nahm mein Modell wieder zur Hand und ging auf die Suche nach Geld. Endlich gelang es mir nach vielen Bemühungen, das nötige Kapital zusammenzubringen: es bildete sich eine Gesellschaft zum Bau der Linie Vitznau-Rigikulm.“ Es boten sich weiterhin in der Tat aussergewöhnliche Hindernisse wie der Deutsch-Französische Krieg in welchem die in Ars bei Metz bestellten Schienen mit Beschlag belegt und zum Teil als Faschinen für die französischen Befestigungswerke verwendet wurden. Das Material konnte jedoch dank Beziehungen wieder „freigemacht“ werden und „am 21. Mai 1871, elf Tage nach Abschluss des Frankfurter Friedens, wurde unser Friedenswerk, für mich der Gegenstand langjähriger Sorgen und Kämpfe, feierlich eröffnet.“

Für Niklaus Riggenbach war die Erstellung der Rigibahn der Durchbruch, denn zuvor glaubte niemand an sein Patent. Nach diesem Erfolg erhielt er unter anderem Aufträge für Bahnen in den „Nil Gheris oder ‘Blauen Bergen’ im Südwesten Englisch-Indiens“, in Rio de Janeiro, Lissabon, Bombay, Sumatra und Algier. Seine Autobiografie, die seine auf der ganzen Welt bestandenen Abenteuer erzählt, schliesst er so: „Aus dem Verwaltungsrat der Zentralbahn bin ich zwar zurückgetreten, dagegen haben mich meine Kollegen von der Rigibahn bis jetzt nicht entlassen wollen. Auch die öffentlichen Angelegenheiten und gemeinnützigen Bestrebungen von Olten und Umgebung beschäftigen mich noch lebhaft. Im übrigen aber erwarte ich stündlich den Ruf des Herrn. Er wird es wohl machen.“ Niklaus Riggenbach starb am 25. Juli 1899 in Olten. 📍

DIE BÖSEN MÄCHTE BANNEN

WARUM GOTTES SEGEN GERADE IN
DER HÖHE FÜR VIELE BESONDERS
VONNÖTEN IST.

von Nathalie Henseler

Auf den innerschwyzer Alpen ist er noch zu hören, der Alpsegen. Wie lange er schon Abend für Abend im Sommer ausgerufen wird, weiss offenbar kein Mensch. Aber eines ist sicher: Wird er nicht ausgerufen, bleibt ein ungutes Gefühl – tiefe Gläubigkeit hin oder her. ➔



Erwin Betschart sitzt am kleinen Küchentisch und streicht sich über den angegrauten Bart. Draussen vor der offenen Tür ziehen Nebelschwaden vorbei. „So. Jetzt gehe ich die Kühe melken und danach rufe ich den Alpsegen“, sagt er, steht auf und tritt in die kühle Abendluft hinaus.

Betschart bewirtschaftet die Alp Egg hoch über dem Lauerzersee, am östlichen Aufstieg zur Rigi-Hochflue gelegen. Auf der einen Seite der Alphütte geben die Wolken zwischendurch den Blick frei auf den steil darunter liegenden smaragdgrünen Vierwaldstättersee. Auf der andern Seite sind, weit entfernt, die Dörfer Steinen und Steinerberg durch die Nebelschwaden zu sehen.

Die Alphütte sieht aus wie im Bilderbuch: Trutzig mit tief heruntergezogenem Dach, die Schindeln von der Sonne grau gefärbt. Mensch und Vieh leben unter einem Dach. Von draussen führt eine Türe in die Küche, die andere in den Kuhstall. Es gibt keinen Strom und kein fließendes Wasser. Doch der 65-Jährige macht einen sehr zufriedenen Eindruck. „Ich bin schon als Kind gerne z’Alp gegangen“, sagt er, während er die Kühe fürs Melken vorbereitet.

Fox, sein junger Hund, streicht ihm aufgeregt um die Beine. Jede Handbewegung sitzt: Ein Streicheln über den Kuhrücken, das Anwerfen des Generators, das Anbringen der kleinen Melkmaschine am Euter. Wortlos und sorgfältig verrichtet er die letzte Arbeit des Tages, leert die Milch in kleine Kessel um, mit der er die Kälber tränkt. Erst wenn die letzte Arbeit des Tages erledigt ist, wird der Alpsegen ausgerufen.

Der Alpsegen, oder auch Betruf, vermischt Christliches mit Heidnischem. So, wie viele Dinge des innerschwyzler Brauchtums einen heidnischen Hintergrund haben und irgendwann mit christlichem Sinn ausgestattet worden



sind, so ist es auch mit dem Alpsegen. Dieser Gebetsruf wird im Alpenraum vorwiegend in den katholischen Berggebieten gepflegt und hat verschiedene Erscheinungsformen. Während ihn die einen in die vier Himmelsrichtungen rufen, singen ihn die anderen nur in eine Richtung. Wichtig ist, dass der Ruf möglichst weit erschallt, denn vor bösen Geistern wird beschützt, wer den Betruf hört.

Erwin Betschart ist fertig mit Melken. Er stellt den Generator ab und wäscht die Melkmaschine vor der Alphütte aus. Elfi, seine Frau, hilft ihm dabei. Die Kühe bewegen sich langsam aus dem Stall auf die Weide hinaus und die Kälber liegen gefüttert und zufrieden in ihrem eigenen kleinen Stallabteil im Stroh. Die Gerätschaften werden an ihren Ort versorgt und aufgehängt bis alles verräumt ist. Der Nebel wird immer dichter. Die Tagesarbeit ist erledigt, es wird Zeit für den Betruf. „Ich kann nicht so gut singen, deshalb spreche ich den Betruf lieber“, sagt Betschart mit einem verlegenen Lächeln. Er nimmt die Folle,



LINKS: Die Küche der Alphütte

OBEN: Wo ist mein Hut?

UNTEN: Ohne Hut kann man nicht melken!

wie der Milchtrichter in der Älpersprache heisst, vom Nagel und bald ertönt das „Ave, ave Maria. Es walte Gott und Maria!“ Der Wind trägt es weit hinaus ins Tal.

Um den Alpsegen zu rufen, benutzen die Äpler den hölzernen Milchtrichter, der die Stimme weit herumträgt. Mit dem Gebetsruf werden Mensch, Vieh und Haus vor bösen Mächten und Unwetter gebannt. Die Schutzheiligen werden angerufen und immer wieder

Maria, die Mutter Gottes. Je nach Region soll vor konkreten Ereignissen – wie beispielsweise vor Wölfen oder Bären (Sargans) – bewahrt werden. Der Innerschweizer Betruf mit dem sogenannten Ringmotiv (Bannkreis) soll „alles, was auf dieser Alp ischt und dazugehört, zu behüätä und zu bewahre“.

Erwin Betschart hat eine eigene Version des Schwyzer Betrufs, die er schon als Kind gelernt hat. Er betet um Schutz vor „Hagel, Blitz und Wetterstrahl, und vor den bösen Geistern“. ➔



„Irgendwie hilft
es eben schon.
Vielleicht.
Ich weiss es
nicht“

Gibt es denn böse Geister? „Nein, ich glaube nicht“, antwortet er schnell. Aber dann: „Wobei, man ist hier oben schon sehr stark der Natur ausgeliefert. Manchmal hat man auch Angst. Ich bin auch schon aus dem Bett wieder aufgestanden und habe den Alpsegen gesprochen, weil ich ihn vergessen hatte. Ich konnte einfach nicht einschlafen“, erzählt er weiter.

Doch die eine oder andere Geschichte gäbe es dann schon noch zu erzählen: „Einmal wütete ein unsinnig starkes Gewitter auf der Alp Euw auf dem Stoos, wo ich vorher vier Jahre z’Alp gegangen bin. Es regnete so stark, dass irgendwann das Wasser in die Hütte floss und immer mehr anstieg. Uns war so Angst und Bange, dass wir zuerst die Heiligen und dann meine dazumal kurz vorher verstorbenen Eltern um Hilfe anriefen“, erinnert sich Betschart. Und was passierte

Das Tagwerk ist
vollbracht.
Der Betruf ist getan.

dann? „Das Wasser ging zurück – man kann jetzt glauben, was man will.“

Oder einmal, als eine Kuh Schwierigkeiten beim Kalben hatte. „Es war ein wunderschöner Samstagnachmittag. Und wir versuchten per Telefon Hilfe zu holen. Doch niemand war zu erreichen. So riefen wir in der Not den Herrgott zu Hilfe. Es war eine strenge Geburt, doch die Kuh und das Kalb waren schliesslich wohlauf“, berichtet

Elfi Betschart. „Irgendwie hilft es eben schon. Vielleicht. Ich weiss es nicht“, sagt sie mit einem nachdenklichen Schulterzucken.

Die Sage um die Herkunft des Betrufs besagt, dass der ursprünglich heidnische Brauch 1609 von der Luzernischen Obrigkeit verboten wurde. Johann Baptist Dillier, ein Luzerner Jesuitenpater, habe diesen Ruf ins Christliche überliefert, indem er den ursprünglichen Anruf „Loba“ für „Vieh“ in „Gott ze lobe“ umdeutete. Viele Äpller, die den Betruf praktizieren, sehen in ihm ein Gebet. So wie das Vaterunser. Und trotzdem sind sie nicht vrommer als andere und gehen nicht unbedingt häufiger zur Kirche. Der Betruf scheint eine ganz eigene, persönliche Angelegenheit zu sein. So persönlich, dass kaum jemand gerne allzulange darüber spricht. So, wie Erwin Betschart sich auch nicht gerne zu viele Gedanken über diesen Brauch macht, sondern ihn lieber ausübt. Jeden Abend, nach getanem Tageswerk. 🙏

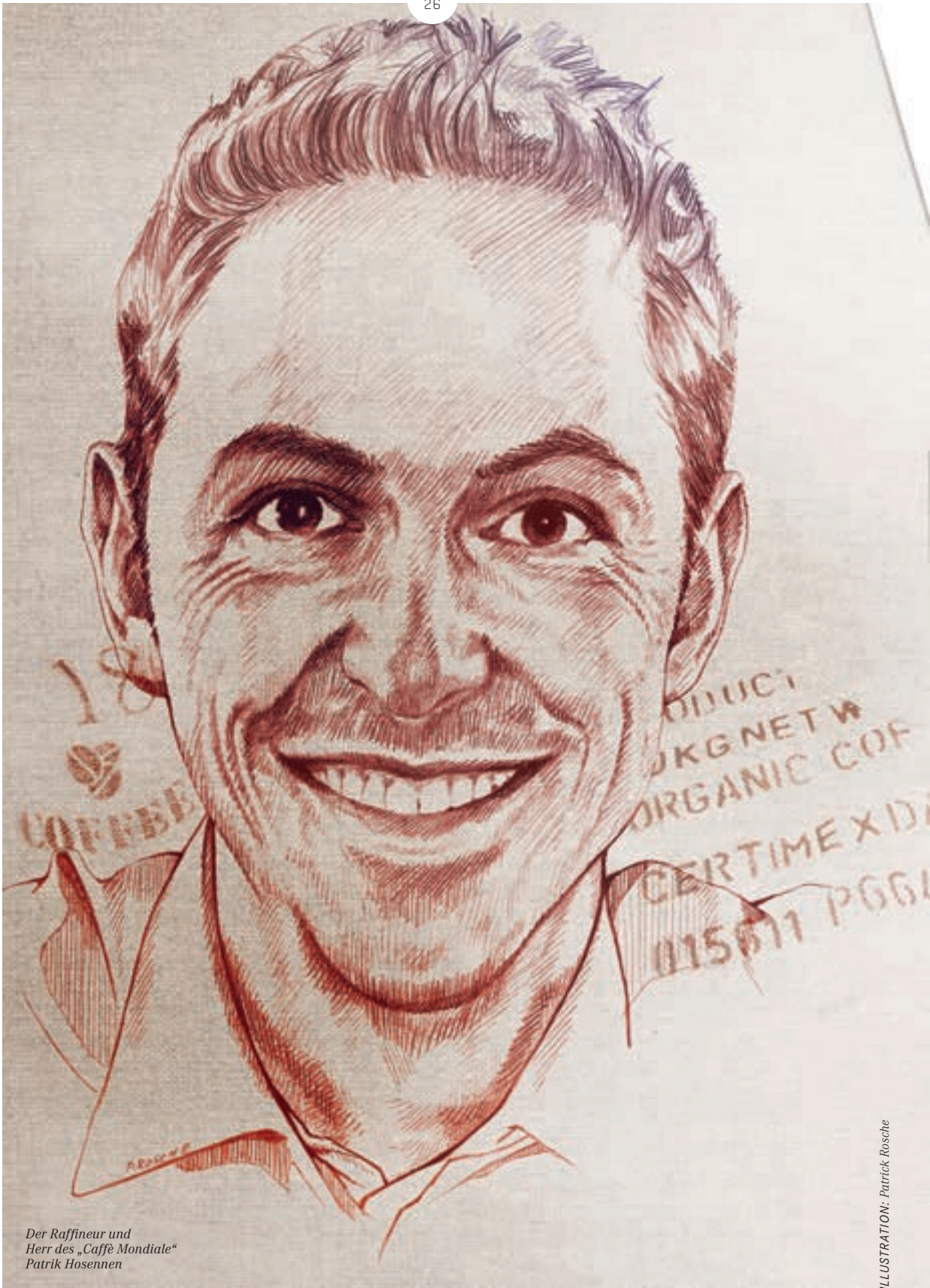
Alp-Begen

(Abend-Sebetruf)

Ave, Ave Maria!
Es wolle Gott und Maria!
Der Name des Herrn sei gebenedeit –
Den nun an bis in Ewigkeit!
Dich und Älpen, Feut' und Land –
Schütze und segne seine Hand!
Ave Maria, sei gegrüßt,
Die du voll der Gnade bist!
Unter den Weibern bist du benedeit
Und dein Kind Jesus in Ewigkeit.
Heilige Maria, Mutter Gottes,
Bitte für uns arme Bänder, jezt
Und in der Stunde unseres
Absterbens. Amen!
Ave, Ave Maria!
Es wolle Gott und Maria!
Sankt Josef, Antoni und Wendelin,
Sankt Philipp, Jakob und Isidor,
Sankt Lukas, Mathäus und Markus,
Und Sankt Johannes der Evangelist,
Der beim Kreuz des Herrn gestanden ist.
Und die Engel und heiligen alle,
Sie sollen uns gnädig bewahren
Vor Übel, Unglück und Gefahren,
An Leib und Seele, an Hod und Gut,
Das liebe Dich auch halten in treuer Hut,
Und was sonst zur Alp gehören tut.
Vor Hagel, Böß und Wettersturz,
Und vor den bösen Geistern all,
Schüt' uns Gott jezt und alle Zeit!
Ave, Ave Maria!
Das wolle Gott und Maria!
Seiobt sei Jesus Christus in Ewigkeit!
In alle Ewigkeit. Amen.

Dieses Lied ist ein Geschenk für die Frauen des Luzerner Tageswerk
ein Dater unser und Ave Maria.





Der Raffineur und
Herr des „Caffè Mondiale“
Patrik Hosennen

DER RAFFINIERTE BRAUNE

INDIVIDUELLE KAFFEEMISCHUNGEN
FÜR JEDERMANN – AUS GERSAU

Erst vom Mittag an hört er die Schiffstyphe der Raddampfer, die neben dem Gasthaus Schwert in Gersau anlegen. Vorher hört und sieht er nur eines – seine Röstmaschinen. Seine Kaffee-Röstmaschinen. „Er“ ist Patrik Hosennen, von dem sich mit Fug und Recht sagen lässt, dass er „Kaffeeröster aus Leidenschaft“ ist. Seine Kaffeerösterei ist leicht zu finden, denn sie liegt vis-a-vis der Gersauer Anlegestelle, im dritten Stock der alten Seidenfabrik. Am Nachmittag – nach getaner Röstarbeit – verschickt er die aromaversiegelten Pakete voller frisch gerösteter Kaffeebohnen an seine Kunden.

Recht hat er. Wer einmal bei ihm einen Espresso aus dem Hochland von Äthiopien getrunken hat, fragt sich, warum er die bitteren braunen Brühen, die einem andernorts vorgesetzt werden, jemals in sich hineingeschüttet hat. Nachher ist klar: Weil viele denken, Espresso müsse so schmecken. Muss er aber ganz und gar nicht! Das haben Geniesser nach einem Besuch bei der Kaffeerösterei Hosennen nicht als theoretisches Konzept im Kopf, sondern als praktische Erfahrung auf der Zunge.

Um solche Geschmackserlebnisse zu finden, nimmt Patrik Hosennen seine Aufgabe mit Begeisterung wahr. Und mit sehr viel Fingerspitzengefühl. So röstet er die jungfräulich grünen

Bohnen nicht, wie die grossen Röstereien, scharf an – also in drei bis fünf Minuten bei Temperaturen von vier-, fünfhundert Grad. Nein, er röstet bei niederen Temperaturen – circa 200 Grad – langsam und allmählich. Den Unterschied kennen wir vom Kochen. Wer scharf anbrät, schafft eine knusprige Haut – während das Fleisch innen roh bleibt. Das ist beim Steak „köstlich“, beim Kaffee will der Kenner es jedoch „nicht die Bohne“ so haben. Denn die Bohne soll mild- und säurearm sein.

Bei Hosennen wird sie deshalb in traditionellen Trommelröstmaschinen bis zu 20 Minuten geröstet. Dann ist sie durch. Vor allen Dingen ist dabei die Säure weitgehend verdunstet. Die vielfältigen Aromen dagegen, sind durch die schonende Behandlung erst aufgeschlossen worden und haben sich entwickeln können. So wie sein Kaffee geröstet wird, sollte er aus der Espressomaschine fliessen – langsam. Das sieht fast schon zäh und sirupartig aus. Doch braucht das Wasser diese Zeit, um die Essenz aus den zu Kaffeepulver gemahlenden Bohnen zu extrahieren. Was also als kleiner schneller Kurzer gedacht ist, braucht Zeit, um seine belebende und geschmacklich reizvolle Wirkung zu entfalten. Vom Rösten bis zum Brühen.

Natürlich schmeckt dabei nicht eine Bohne wie die andere. Wie beim Wein kommt es auch bei den grünen Kaffeebohnen auf den Terroir an. Und genau so wenig wie sich aus Trauben vom Amselfeld ein Château Lafite Rothschild vinifizieren lässt, genau so wenig kann aus Allerweltsbohnen ein „Caffè Mondiale®“ – so heisst Hosennens Kaffee – geröstet werden. ☺

Wobei die Analogie Winzer/Röster durchaus zutrifft. Deshalb legt Hosennen grossen Wert auf sortenreine Bohnen. Seine stammen allesamt aus kleinen, genau umrissenen Kooperativen, die sich darauf spezialisiert haben, Kaffee nach biologisch organischen Prinzipien und unter fairen Arbeitsbedingen (Fairtrade) anzubauen.

Wer einen Blick auf die Kaffeesäcke werfen kann, die im dritten Stock seiner Rösterei liegen, sieht dort die genauen Herkunftsbezeichnungen auf das Sackleinen gedruckt. So gibt es bei ihm zum Beispiel „Waldkaffeebohnen“ aus einem schattigen Primärwald, also einem Wald, der noch nie abgeholzt worden ist. Er wächst in 1800 Meter Höhe auf der Zege Halbinsel am Lake Tana im Hochland von Äthiopien. An wilden Kaffeesträuchern. Von ihnen pflücken koptische Mönche und die Lokalbevölkerung die reifen roten Kaffeekirschen für ihre ganz spezielle Ernte.

Übrigens kommt der grösste Teil von Hosennens Kaffeebohnen aus bio-zertifizierten Anbaugebieten. So auch der gewaschene Arabica aus Honduras mit dem Vermerk S.H.G. – „Strictly High Grown“ –, was nach Honduras-Norm bedeutet, dass er auf über 1500 Metern angepflanzt worden ist. Den Reiz solcher Hochlandkaffees erkennt ein Schwyzer besonders leicht, wenn er sich die Alpkräuter anschaut, die auf der Rigi Scheidegg wachsen. Die wachsen in solchen Höhen langsam – und entwickeln dabei eindeutig mehr Aromen als die gleichen Pflanzen in tieferen Regionen. Genau so geht es den Kaffeesträuchern: Hochlandkaffee hat mehr Aromen als die Sorten aus niedriger gelegenen Lagen.

Wie findet der Gersauer Röster diese Bio zertifizierten Spezialitätenkaffees aus hohen Lagen? Da kommt ihm sein früherer Beruf als Rohstoffanalyst im benachbarten Kanton Zug zugute, wo nicht nur der Handel von über 70 Prozent der Weltrohkafeeernte stattfindet, sondern wo es bei seinem Importeur auch ein exzellentes Labor gibt, in dem neue Sorten und Lagen untersucht und analysiert werden. Dort macht er sich kundig und degustiert neue Kreszenzen. Dass er das versteht, zeigt sein Titel: Im vorigen Jahr ist er „Schweizer Meister im Cup Tasting“ geworden.

Patrik Hosennen treibt mit seiner Art des Kaffeeröstens einen Trend voran, der in der Gastronomie seit Jahren im Gange ist – von

Weinen über Käse bis zu Mangalizza-Schweinefleisch. Dabei heisst es, kleine, exzellente Produzenten zu finden und ihre Produkte an den Mann zu bringen. Viele dieser „Mannen“ kommen naturgemäß aus der Gastronomie. Doch kommen auch immer mehr Unternehmen – wie zum Beispiel Google – zu ihm und lassen sich eine massgeschneiderte Kaffeemischung für ihre Mitarbeiter von ihm zusammenstellen. Das ist seine Spezialität: Massgeschneiderte Mischungen.

Das Raffinierte daran ist, dass Hosennen die einzelnen Kaffeesorten, aus denen er die spätere Mischung zusammenstellt, separat – sortenrein – röstet. Und damit jede zu ihrer optimalen geschmacklichen Entfaltung führt. Dazu hat er im Laufe der Jahre eine Computerdatei angelegt, in der für jede Bohnensorte ein optimales Röstprofil archiviert ist. So weiss er, welcher Kaffee eine süssere Komponente, welcher eine malzigere und welcher eine Aprikosennote bei der Röstung entfalten kann. Auf diese Weise kann er durch die Wahl der Bohnen und die entsprechende Röstung einzelne Geschmackskomponenten betonen – um so am Ende ein Mischungsbouquet zusammenzustellen, das Kaffeebegeisterte in leiser Verückung aufseufzen lässt.

Das Schöne daran ist: Jeder Schwyzer kann sich bei ihm seine eigene Mischung kreieren lassen – allerdings sollte er oder sie ihn dazu aufsuchen (siehe Adresse) und sein spezielles Kaffeegelüst mit ihm besprechen, damit er sich alsbald an seine Röstmaschinen setzen kann, um wie ein kulinarischer Maler Aquarelle in warmen weichen Brauntönen zu zaubern, die das Herz höher schlagen lassen. Aus Begeisterung – nicht wegen des Koffeins. ☺

 KAFFEERÖSTEREI
HOSENNEN
Seestrasse 28
6442 Gersau
Tel.: 041 828 17 18
info@caffee-mondiale.ch
www.caffee-mondiale.ch





KANTONESISCHES

ZWIFALTERE

WARUM ES IN SCHWYZ KEINE
SCHMETTERLINGE GIBT

von *Nathalie Henseler*

180'000 verschiedene Schmetterlingsarten gibt es auf der Welt. Und ich bin verleitet zu sagen, dass es ebenso viele Bezeichnungen für diese wunderbaren Wesen gibt. Im inneren Kantonsteil Schwyz heissen die Tierchen *Zwifaltere* (f.). Die Bezeichnung *Zwifaltere* hat ihren Ursprung im althochdeutschen Verb *fifaltra*, was so viel wie ‚flattern‘ bedeutet und somit eine über tausendjährige Sprachwurzel besitzt. *Fifaltra* seinerseits stammt aus dem Indogermanischen. Aus der Zeit der grossen Völkerwanderungen also, als man weder Deutsch noch Italienisch oder Englisch sprach, sondern eben Indogermanisch. Bereits im Mittelalter wurde das Ursprungswort *fifaltra* volksetymologisch verändert und erhielt verschiedene Varianten, wie beispielsweise eine neue Vorsilbe bei *Zwifaltere*.

Schön, dass es ein so altes Wort ins Heute geschafft hat. Unschön, dass die *Zwifaltere* immer mehr und leichtsinniger dem *Schmetterling* zum Opfer fällt. *Schmetterling* hat mit Schweizerdeutsch schlichtweg nichts am Hut. Wem die *Zwifaltere* zu kompliziert ist, kann's mit *Summervogel* versuchen – das ist Schweizerdeutsch und wird überall verstanden. Dass die bunten Tierchen viele farbige Namen haben, zeigt eine Auswahl aus dem Schweizerdeutschen Wörterbuch: *Pfipffolder*, *Ifolterli*, *Feigholdere*, *Muetergottesvogel*, *Flickflauder*, *Pipolter* und – ganz nah am Ursprungswort – *Fifaltere*, wie sie in Einsiedeln noch hie und da genannt werden. Nochmals tausend Jahre lebendige Sprach-Farbigkeit wären unserem *Zwifalterli* locker zu gönnen. ☺



S A G E

DAS CHORGITTER IN DER KLOSTER- KIRCHE

WIE DER TEUFEL IM
KLOSTER EINSIEDELN
LEER AUSGING

von Hans Steinegger

Ein Bub in einem Dorf beim Kloster Einsiedeln hatte sich vorgenommen, das Schmieden zu lernen. Als er gross und stark genug war dazu, stellte ihn ein Schmied beim Kloster als Lehrling ein. Aber der Meister hatte wenig Freude an ihm, so ungeschickt packte er die Arbeit an, und der Bursche wollte fast verzweifeln. Denn das Hantieren am Amboss schien ihm das schönste Handwerk zu sein.

Als er auf dem Heimweg einmal recht unzufrieden war, traf er einen an, einen grossen Mann, der redete freundlich zu ihm und sagte: er wolle ihm dazu verhelfen, dass er gut lerne, ja, dass er einmal etwas fertigbringe, was kein Schmied auf der ganzen Welt ihm nachmachen könnte. Aber er müsse vorher eine Bedingung, zwar keine schwere, erfüllen. Er müsse dreihundert Tage jeden Morgen vor der Arbeit zur Messe in der Klosterkirche gehen, keinen Tag fehlen! Wenn er während der abgemachten Zeit auch nur einmal einen Teil der Messe versäume, so gehöre er ihm, dem fremden Mann.

Das ist der Teufel gewesen. Der Jüngling war einverstanden, und dann ist es einige Zeit gut gegangen. Er kam regelmässig zur Messe ins Kloster, ganz pünktlich. Er hatte aber den Patres erzählt, was er mit dem Teufel verabredet habe, und hatte sie gebeten, sie sollten auf ihn aufpassen,

immer achtgeben, ob er dabei sei, sonst sollten sie mit der Messe warten, bis er komme. Er musste nämlich ein Stück Weges gehen von seinem Heimatdorf nach Einsiedeln, wohl eine halbe Stunde oder mehr.

Dabei kam er an einem alten Haus vorbei. Dort zeigte sich in der letzten Zeit immer eine Frau am Fenster und fing an, mit ihm zu reden, alles Mögliche, um ihn aufzuhalten. Die war mit dem Teufel verbündet. An einem Morgen war er sonst schon verspätet – es war nahe an dem vereinbarten Termin –, da wusste sie besonders viel und hat geschwätzt und geschwätzt, und so ist er zu spät in die Messe gekommen. Die Patres konnten nicht mehr warten, sie mussten beginnen. Der Jüngling blieb aber trotzdem in der Kirche, bis die Messe vorbei war. Als er hinaus gehen wollte, stand der Teufel an der Türe, um ihn zu holen. Der Pater hatte gesehen, dass er zu spät gekommen war, und stellte sich nun auch an die Kirchentüre zu dem Burschen. Er hatte aber einen brennenden Kerzenstumpf in der Hand und sagte zum Teufel: er solle doch den Jüngling noch leben lassen, solange das Kerzenstümpfchen auf der Handfläche des Mönchs noch Wachs habe und nicht runtergebrannt sei. Der Teufel gestand ihm die Frist zu, da er sah, dass die Kerze bald abgebrannt sein werde. Und dann hat der Pater die Kerze ausgelöscht, und somit war der Jüngling gerettet. Der Teufel musste unverrichteter Dinge gehen.

Die Kerze haben die Patres aber in die Kirchenwand eingemauert, damit sie nicht zu Ende brennen könne. Und dann ist der Bursche ein tüchtiger Schmied geworden und hat das schöne Gitter im Chor der Klosterkirche von Einsiedeln gemacht, ganz umsonst. 📍

ENTNOMMEN AUS HANS STEINEGGER,
„EINSIEDLER PILGERSAGEN“
150 Sagen aus der Schweiz, Süddeutschland,
Österreich und Südtirol, die alle um den mystischen
Wallfahrtsort Einsiedeln kreisen. Schwyz 2010,
ISBN 978-3-9523700-0-1, Fr. 29,80.
Erhältlich im Buchhandel oder direkt beim Riedter
Verlag (www.riedter-verlag.ch).

DR ZINDLENSPITZ UND MT. HYDE



ÜBER DIE METAMORPHOSE
DES MARCHER BERGES

von Thomas Widmer

No way! Das ist eine mission impossible! So reagiert man, wenn man die Felsbastion Zindlenspitz in natura sieht oder auf den Fotos, die die Google-Bildsuche liefert. Dass ein Wanderweg hinaufführen soll – es klingt absurd. Ist aber wahr. Der Zindlenspitz, 2097 Meter hoch, Teil eines über Kilometer die Kantone Schwyz und Glarus trennenden Grates, ist ein Prahler, Protzer, Poser. Von unten, vom Wägitalersee be-
sehen, präsentiert er sich auf seiner Grasrampe als unzugänglich-fieser Zuckerhut. Nähert man sich ihm dann aber von der Seite her, merkt man, dass das reine Show ist – man kann den Berg durchaus erobern. Sogar auf zwei Wegen.

Wobei: Der eine Weg via Hohfläschen ist blau-weiss markiert, will Schwindelfreiheit und die Bereitschaft, kurz ein wenig (wirklich nur ein wenig) zu klettern. Wer dies nicht mag oder nicht kann, der muss, ich betone: muss, sich fürs Hinauf und Hinab auf die Variante via Zindlen beschränken, einen rot-weiss signalisierten Normalbergweg. ➔



Die Hütte auf dem Weg zur
2097 Meter hohen Zindlen-
spitze.



Die Schweiz

* Hin und zurück

Bus nach Innerthal Post vom
Bahnhof Siebnen-Wangen an
der Strecke Zürich-Ziegelbrücke

* Höhendifferenz

auf- und abwärts je 1.200 Meter

* Einkehr

Das Gasthaus "Kausee" in
Innerthal, bis Ende Oktober
täglich geöffnet, hat eine sehr
schöne Terrasse mit See- und
Bergblick

* Kurz-Alternative

von der Bushaltestelle Vorderthal
Schweiz via Ruestel in gut zwei
Stunden nach Innerthal; 300
Meter auf-, 200 abwärts

Auf alle Fälle beginnt man bei der Post Innerthal und läuft den See entlang, bis man nach dreissig Minuten vom Teersträsschen erlöst wird: der Abzweiger hinauf zum Aberli. Dort muss man sich entscheiden. Ich wählte Blau-Weiss, kam auf steilem Pfad zur Klubhütte Hohfläschen, stieg weiter bergan, erreichte endlich erwähnten Grat. Auf ihm ging es exponiert vorwärts zu einer Stelle, wo ich auf fünf Senkrechtmern Hand an den Fels beziehungsweise die Sicherungskette legen musste. Als bald war die Gefahr gebannt, es folgten die Spitzkehren zum Gipfel. Dort erfreute ich mich am Panorama und liess mich gern von den Dohlen bedrängen.



01



03



04

Auf dem Abstieg über die einfachere Seite via Zindlen erlebte ich anschliessend die Verwandlung des Dr. Jekyll in Mr. Hyde: Je weiter ich mich entfernte, desto mehr wurde der pflegliche Berg wieder zum Monster. Unten auf dem Aberliboden wollte ich nicht mehr glauben, dass ich eben oben gewesen war.

P.S.: PRAKTISCHER HELFER FÜR SCHLECHTE KARTENLESER

Seit kurzem navigiere ich digital. Zwar werde ich weiterhin stets auch eine Karte auf Papier mitführen. Denn erstens erkennt man auf dem iPhone-Display manchmal gar nichts, wenn die Sonne gleisst. Und zweitens traue ich der Technik nicht ganz. Wer weiss, ob nicht im entscheidenden Moment der Akku ausfällt oder der Satellit sich verweigert.



06

Trotzdem nutze ich jetzt „Mapout“, ein App, das ich mir für fünf Franken heruntergeladen habe. Schon seit langem zeichne ich mir zuhause am Computer jeweils meine Wanderrouten auf der Karte von schweizmobil.ch. Und jetzt klicke ich also neuerdings auf GPS-Track exportieren und mailte mir die Route auf mein iPhone. Ich öffne Mapout: Voilà, da ist die Route wieder, in einer neuen, sehr akzeptablen Karte.

Ich kann stufenlos vergrössern und verkleinern. Kann mich selber als pulsierenden blauen Punkt orten, GPS sei Dank. Kann Gehgeschwindigkeit, Höhendifferenz, Routenprofil einblenden. Eine tolle Sache, finde ich – denn um diesen kleinen Begeisterungsausbruch abzuschliessen: Ich bin ein katastrophaler Kartenleser. Mapout ist mein neuer Freund und Helfer. 🍷



02

05



07

01: Vom milden Aufstieg blickt man auf den Wägitalersee.

05: Hier präsentiert er sich als Prahler, ...

02/03: Steiler Zahn mit tiefen Einblicken.

06: ... Protzer, ...

04: Auf den Gipfel kommt man bequemer als man denkt.

07: ... und Poser.

THOMAS WIDMER

ist studierter Islamwissenschaftler und Arabist. Nach einem Intermezzo als IKRK-Kriegsdolmetscher wurde er Journalist und schreibt jetzt für den TAGESANZEIGER. Widmer hat mehrere Bücher zum Thema Wandern verfasst, zum Beispiel „Zu Fuss: In 52 Wanderungen durchs Jahr“.

Das „P.S.“ ist aus seinem Blog widmerwandertweiter.blogspot.ch

*my
switzerland*





*„Kommst im Abendglühn daher...“
Der Vierwaldstättersee
Richtung Gersau.
FOTO: Stefan Zürrer*

WILD AUF DEN WESTEN



ES GIBT IHN TATSÄCHLICH,
DEN „REICHEN ONKEL AUS
AMERIKA“. UND ER KOMMT
SOGAR AUS SCHWYZ!

Wer kennt ihn nicht, den legendären „Onkel aus Amerika“, der rüber ist und dort sein Glück gemacht hat? Für die meisten Menschen ist er eine Legende. Doch gibt es ihn wirklich. Wirklich? Ja! In dem Fall, von dem hier die Rede sein soll, gibt es ihn sogar gleich dreimal. Und alle drei Onkel kommen aus dem Kanton Schwyz. Genauer gesagt aus Steinen und Oberschönenbuch. Sie waren Freunde – und sind es geblieben. Hüben wie drüben.

Wer sind diese Drei, die hinausgezogen sind in die weite Welt – um „sich das Leben zu nehmen“? Nicht so, wie der Ausdruck üblicherweise verwendet wird, sondern in der genau entgegengesetzten Bedeutung des Wortes, nämlich, sich das Leben zur Brust zu nehmen – und seine Träume zu leben.

Die Rede ist von Frank Auf der Maur, Konrad Rickenbach und Frank Schmidig, genannt „Gummel“, die sich in den 50er Jahren des vergangenen Jahrhunderts auf den Weg nach Amerika gemacht haben. Ihre Motive für den Auszug waren unterschiedlich. Der eine war durch den Konkurs eines Kunden gezwungen, sein Geschäft aufzugeben. Er musste noch einmal neu anfangen. Der andere fand, sein Leben müsse irgendwie seriöser werden. Und der Dritte wollte seinem Leben nach dem Motto „Soll es das schon gewesen sein?“ eine Wende geben. So packte jeder für sich seine Siebensachen und machte sich auf den Weg.

Zum Beispiel „Gummel“, der Meistererzähler der drei. Er hatte sich im Schwyzer Reisebüro eine Fahrkarte nach Cherbourg gekauft – mit Zwischenhalt in Paris. „Zwei Tage waren wir dort,“ erzählt er. „Am Abend habe ich gesagt, ich will auch noch was vom Nachtleben sehen. Und dann sind wir mit den Reisegefährten,“ die er am Bahnhof getroffen hatte – zwei Brüder aus Stans –, „in die ‘Folies Bergère’ gegangen.“

„Das war eine chäibe schöni Show gewesen. Die Mäitli hatten nicht so viel angehabt, aber das hat mich nicht so sehr gestört,“ sagt er mit einem verschmitzten Lächeln. Danach behauptete einer von ihnen, er könne ein bisschen 🍷



Französisch. Also sind sie noch ins Moulin Rouge gegangen und haben dem Französisch-Kenner die Bestellung überlassen. Aber mit seinem Französisch war es nicht so weit her. Denn der „gewöhnliche Landwein“, den er bestellt hatte, entpuppte sich als Champagner. „Für 68 Franken!“ Das klingt heute wenig, war aber 1954 ein kleines Vermögen. Für die Auswanderer sogar ein grosses.

Leicht, sich plastisch vorzustellen, wie die jungen Schweizer ihre ersten Schritte in die grosse weite Welt unternahmen und dabei – siehe Paris – ihr Lehrgeld zahlen mussten. Doch fielen sie immer wieder auf die Füsse. Nicht zuletzt, weil sie von zuhause alles andere als verwöhnt waren. Sie wussten was Armut ist und Hunger, und konnten so die harten Anfänge in Amerika, das sie nur aus Karl-May-Büchern kannten, durchstehen.

Als sich die drei Freunde aus Schwyz nach vielen Irrungen und Wirrungen im kalifornischen Städtchen Pleasanton fanden, beschlossen sie, ein gemeinsames Geschäft aufzumachen. Womit? Mit einer Fabrik für Chuchichäschтли. Jawohl. Der eine war nämlich Schreiner (Frank Auf der Maur), der andere wollte in seinem Leben immer Truck fahren und besorgte die Auslieferung („Gummel“) und der Dritte (Konrad Rickenbach) sorgte dafür, dass die Verwaltung funktionierte und das Geld dort blieb, wo es hingehörte – auf der Bank.

Allerdings war das manchmal gar nicht so einfach. Denn lebensfroh waren alle Drei schon immer. Das sind sie bis zum heutigen Tage. Obwohl sie alle bereits die 80 überschritten haben, sind sie so unkompliziert und lebenslustig wie eh und je. Vielleicht liegt es daran, dass sie mit der Chuchichäschтли-Fabrik ihr Glück machten.

Übrigens ist das der einzig richtige Weg, mit dem Glück umzugehen – es zu machen. Das heisst, in die Hände zu spucken und loszulegen. Glück ist nämlich kein Zustand, der einen ereilt, sondern eine Einstellung dem Leben gegenüber, die sehr viel mit Humor, Neugier und Dankbarkeit zu tun hat.

„Ich glaube, eines der Erfolgsrezepte dieser Drei ist ihr Humor, ihre Abenteuerlust und ihre Lebensfreude, mit der sie bis heute jedem begegnen und ihn für sich einnehmen,“ sagt eine, die es wissen muss: Annemarie Regez, die die Geschichten der Drei aufgeschrieben hat. „Wild auf den Westen“ hat sie ihr Buch genannt – in

Anspielung auf die Karl-May-Fantasien der Drei, mit denen sie ausgezogen sind und „ihr Leben riskiert“ haben. Denn sie haben riskiert, ihr Leben zu finden und es zu leben. Mit allen Höhen und Tiefen, mit Siegen und Niederlagen. Wie ein Leben eben sein kann.

Dabei hat Annemarie Regez für das Buch nichts erfunden oder ergänzt, also keinen Historienroman geschrieben, sondern alles so niedergeschrieben wie die drei es ihr erzählt haben. Daraus ist ein süffig und amüsant zu lesendes Buch entstanden, mit liebevollen Betrachtungen zur Kunst des Lebens im Allgemeinen und dem als Schwyzer im Besonderen. Und damit jeder sich ein Bild von den Dreien machen kann, enthält es viele Fotos – von heute und damals.

„Wild auf den Westen“, das passenderweise im Verlag „Helden“ erscheint, ist das zweite Buch von Annemarie Regez, die – wie es sich für eine Schriftstellerin gehört – lange Zeit in verschiedenen Berufen gearbeitet hat und seit 1993 als freie Schriftstellerin und Bibliothekarin in Schwyz lebt. Wer sie kennen lernen will, findet sie in der Kantonsbibliothek. Vorgestellt wird das Buch übrigens am 20. September ebendort – mit allen Protagonisten. Live und in Farbe. Und weil es wirklich herrliche Geschichten über die Lust am intensiven Leben enthält, hier ein kleiner Auszug daraus – zum Appetit machen:



WILD AUF DEN WESTEN
– GUMMEL, FRANZ UND
KONRAD MACHEN MIT DEM
CHUCHICHÄSCHTLI IHR
GLÜCK IN KALIFORNIEN
Von Annemarie Regez
www.helden.ch



Über die Stränge geschlagen: So kann es nicht mehr weiter gehen, sagt sich Gummel

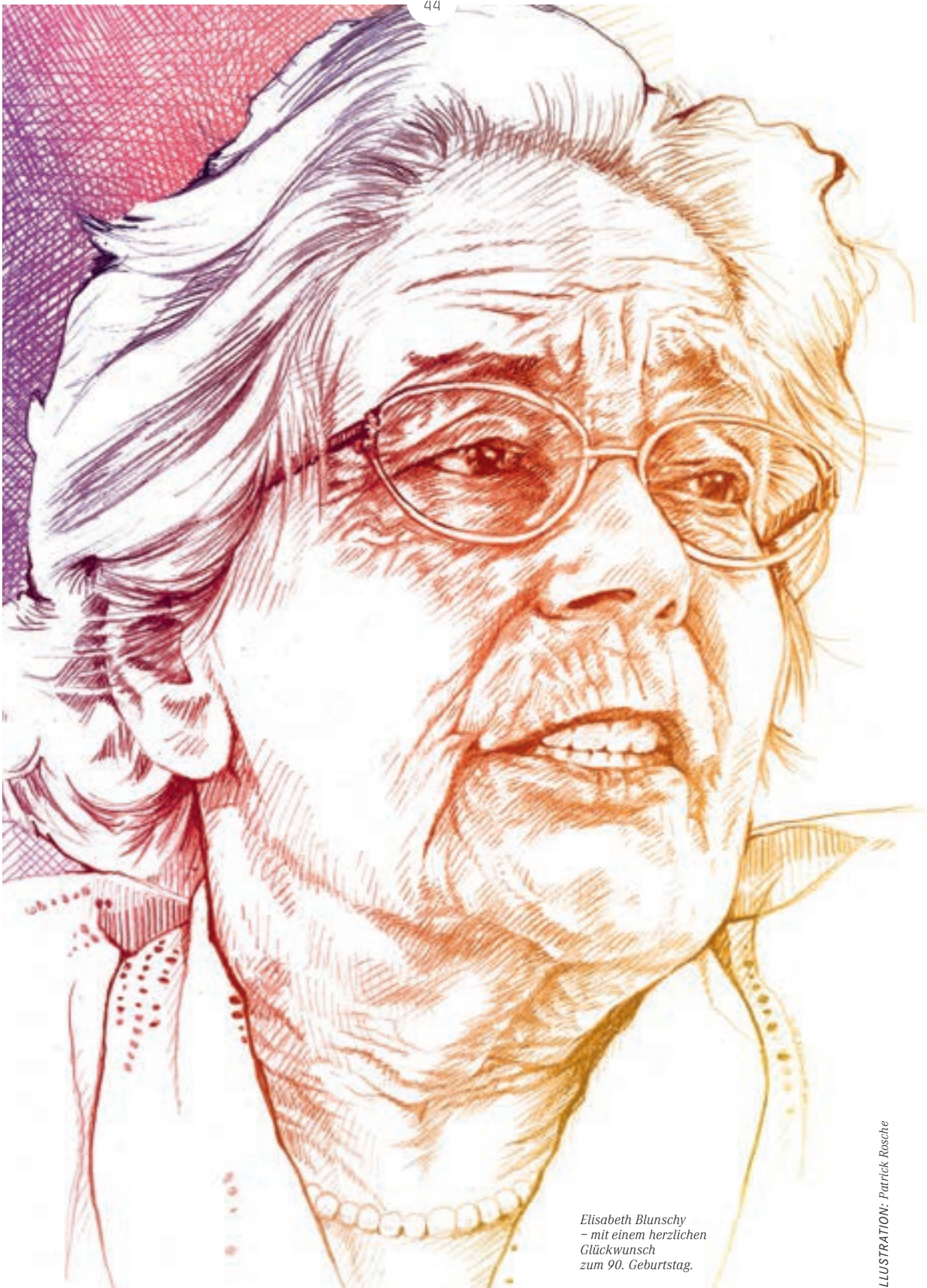
Ungefähr zu der Zeit, als Frank Auf der Maur sich überlegt, in Kalifornien mit einer eigenen Schreinerei anzufangen, hat Franz Schmidig alias Gummel, in Oberschönenbuch das Gefühl, es könne mit seinem Leben so nicht mehr weitergehen.

Acht Jahre hat er als Bauarbeiter gearbeitet und mit dem Lohn seine jüngeren Geschwister unterstützt. Jetzt, wo sie mehr oder weniger auf eigenen Beinen stehen und sich selbst durchbringen können, ist es nicht verwunderlich, dass er aus einem Nachholbedürfnis heraus an den Wochenenden kräftig auf den Putz haut und wohl auch ziemlich über die Stränge schlägt, was den Alkoholkonsum angeht. Er hat vier Kollegen, mit denen er herumzieht, und er kommt nach dem Feierabend oft erst spät nach Hause.

Eines Sonntagmorgens im Jahr 1954, als Franz Schmidig mit brummendem Schädel aufwacht, denkt er sich, so könne es nun wirklich nicht mehr weitergehen. Sein Lebenswandel müsse wieder seriöser werden. Aber was soll er den Kollegen sagen? Schön war's, aber ich komme jetzt nicht mehr mit euch mit? So etwas würden sie doch nie akzeptieren. Da verfällt er auf die Lösung, eine Weile wegzugehen. Noch hat er vor, nach einer gewissen Zeit in die Schweiz zurückzukommen. Kurzerhand begibt er sich ins Reisebüro in Schwyz, um zu fragen, wo man denn am besten hingehet, wenn man für ein paar Jahre ins Ausland wolle. „Kanada“, bekommt er zur Antwort. „Da kannst du sofort abreisen.“ Darauf bestellt er spontan eine Fahrkarte nach Montreal, einfache Fahrt. Bis dahin hat Franz Schmidig seine Reise- und Abenteuerlust mit der Lektüre von Büchern gestillt, aber auch geschürt. Karl May und vor allem Jack London haben seine Vorstellung von Nordamerika geprägt. Im entlegenen Hof in Oberschönenbuch gab es keine Elektrizität und somit auch kein Radio. Lesen war die einzige Zerstreuung.

Als Franz in Montreal aus dem Zug steigt, beschliesst er, sich erst mal ein bisschen umzusehen. Ihm fällt auf, dass an einem Geschäft etwas auf Deutsch angeschrieben ist. Er betritt es in der Hoffnung, auf deutschsprachige Leute zu treffen, was tatsächlich der Fall ist. Er erklärt ihnen, dass er Arbeit suche. Ob er denn französisch könne oder englisch, wird er gefragt. Beides muss er verneinen und da schlagen sie ihm vor, er solle doch auf eine Farm gehen. Etwa zwanzig Meilen ausserhalb von Montreal suche jemand einen Mann für Farmarbeiten. 🇨🇦





*Elisabeth Blunschy
- mit einem herzlichen
Glückwunsch
zum 90. Geburtstag.*

ELISABETH BLUNSCHY

DIE ERSTE NATIONALRATSPRÄSIDENTIN
DER SCHWEIZ SPRICHT MIT IHREM
ENKEL ÜBER IHR POLITISCHES LEBEN

von Dominik Blunschy

Schwyzern muss niemand erklären, wer Elisabeth Blunschy ist. Anderen möglicherweise schon. Solchen Menschen zum Beispiel, die nie gesehen haben, wie sie – angetan mit einer Schürze – regelmäßig auf den Balkon eines Hauses am Hauptplatz trat, um die Blumen zu versorgen. Blumen und Pflanzen waren ihr ein ganz wichtiger Quell der Freude. Deshalb hatte sie auch einen kleinen Garten unweit ihres Hauses, den sie hegte und pflegte.

Ob diese Liebe zur Natur sie befähigte auch mit anderen Gewächsen – zum Beispiel denen der Politik –, besonders geschickt umzugehen, ist nicht bekannt. Tatsache ist jedoch, dass sich die Juristin im Präsidium des Schweizerischen Katholischen Frauenbundes beharrlich für die Einführung des Frauenstimmrechtes in der Schweiz einsetzte. 1971 es – nicht zuletzt auch durch ihre politische Arbeit – endlich schweizweite, politische Wirklichkeit geworden.

Es verwundert nicht, dass Elisabeth Blunschy schliesslich zu den ersten Frauen gehörte, die im Berner Bundeshaus ihre Arbeit als Nationalrätin aufnahmen. So gut übrigens, dass sie 1977 die erste Nationalratspräsidentin der Schweiz wurde. Nicht nur damit hat sie Geschichte geschrieben. Auch mit vielen Gesetzesinitiativen, der Teilnahme an der Gründung der CVP, als Präsidentin der

Schweizer Caritas und und und. Ihr Buch („Ein Leben für mehr soziale Gerechtigkeit“) öffnet dem Leser die Augen dafür, zu erkennen, wie mühsam es war, all das politische Realität werden zu lassen, was wir heute als selbstverständliche und typische Errungenschaften einer der ältesten Demokratien Europas betrachten.

Dass dem nicht so ist, führt, als nur ein Beispiel, das Frauenstimmrecht vor Augen. Als das im Jahr 1971 in der Schweiz eingeführt wurde, stand es bereits seit 37 Jahren in der türkischen Verfassung.

Wer eine Bürgerin wie Elisabeth Blunschy in seinem Kanton weiss, muss sie zu Worte kommen lassen. Nicht nur, weil sie im Juli dieses Jahres ihren 90. Geburtstag gefeiert hat, sondern auch, weil sie über ein grosses Mass an menschlicher und politischer Erfahrung verfügt. Für Y Mag führte ihr Enkel, Dominik Blunschy, ein Gespräch über ihre politischen Erfahrungen, was Heimat für sie bedeutet und was sie sich für ihre Familie, den Kanton und das Land wünscht.

Wir gratulieren Frau Blunschy auf diesem Wege zu ihrem 90. Geburtstag, und bedanken uns bei ihr für das „Generationengespräch“.

? In Deinem Buch erwähnst Du Deine anezogene Schüchternheit. Eine Eigenschaft, die als Politikerin nicht sehr hilfreich ist.

! Ja, das stimmt.

? War – im Rückblick – diese Schüchternheit vielleicht sogar ein Vorteil im Sinne eines Ansporns – und damit Anlass für aussergewöhnliche Leistungen?

! Ja, beides ein bisschen. Einerseits, hat es mir ➔

nichts ausgemacht über etwas zu reden und aufzutreten, wenn ich mich sicher gefühlt habe in bestimmten Fragen. Aber vor vielen Leuten Antworten auf Fragen geben zu müssen, in denen ich nicht sattelfest war, das ist mir schon schwer gefallen.

? War diese Schüchternheit vielleicht auch ein Schutz, nicht den Versuchungen des Politikerlebens zu erliegen?

! Ja, das auch. Ich habe nicht alles geschätzt, was Politiker nebenbei gemacht haben. Darum konnte ich mich immer zurückziehen und sie haben das verstanden.

? Du hast viele Einrichtungen und Entwicklungen, die heute eine selbstverständliche Gegebenheit in Schwyz und der Schweiz sind, in den Anfängen erlebt (EBS, CVP, Frauenwahlrecht). Hermann Hesse sagt: „Und jedem Anfang wohnt ein Zauber inne, der uns beschützt und der uns hilft, zu leben.“ War es in der Anfangszeit deswegen einfacher politisch zu arbeiten als heute, da alles komplex ist?

! Ja. Ich glaube, es war so etwas wie der Reiz des Neuen. Niemand hatte bis dahin gesehen, dass Frauen auch politisieren können. Und als sich die ersten Frauen dafür einsetzten, war das der Reiz des Neuen. Wir hatten Interesse daran, weil es nicht selbstverständlich war, dass sich Frauen engagierten.

? Wie war das damals, als sogar einige Frauen im Schweizerischen Katholischen Frauenbund (SKF) gegen das Frauenstimmrecht stimmten? Was hast Du da gedacht?

! Ich war damit natürlich nicht einverstanden und habe mein Möglichstes unternommen, um in Versammlungen aufzutreten und zu erklären, warum es nötig ist, dass Frauen in der Politik auch mitreden. Ich ging damals sehr viel referieren. Und sie liessen mich gerne kommen, weil sie wussten, dass ich kein Honorar verlange. Ausserdem war ich schon ein bisschen bekannt. Vor allem in den Müttervereinen, in den katholischen Organisationen, Arbeiterinnenvereinen, habe ich gerne über Politik geredet und erklärt, warum Frauen in der Politik mitmachen sollten.

? An einer Stelle Deiner Biografie schreibst Du: „Damals redeten noch nicht so viele Leute mit.“

Reden heute zu viele Leute bei politischen Prozessen mit und verderben sie, wie die sprichwörtlichen Köche, den Brei?

! Ja, es reden schon mehr Leute mit – aber es ist auch jetzt nur eine Auswahl an Leuten die mitreden. Hauptsächlich Männer. Es ist immer noch nicht selbstverständlich, dass alle Frauen Interesse an der Politik haben.

? Du hast als Nationalratspräsidentin auch andere Parlamente kennengelernt. Zum Beispiel solche, die ganzjährig tagen. Hältst Du das Sessionsprinzip der Schweiz weiterhin für optimal? Oder sollten die Parlamentarier auch in der Schweiz das ganze Jahr über im Parlament arbeiten?

! Ich finde gut, dass wir nicht ein vollamtliches, sondern ein nebenamtliches Parlament haben. Anders verlören Abgeordnete den Kontakt mit dem Leben, mit anderen aktiven Tätigkeiten. Am Ende stünden wir etwas einsam da.

? Du berichtest an vielen Stellen Deiner Biografie, wie sich einige Schwyzer in der Vergangenheit gegen politische Entwicklungen gestellt haben. Glaubst Du, dass dahinter stets eine vernünftigen Argumenten zugewandte Haltung steckte oder auch eine gewisse Lust am Widerspruch?

! Das ist schwierig zu beantworten. Ich glaube bestimmte Männer hatten einfach etwas Angst um „ihr Reich“. Die Politik war ein Gebiet, in dem sie das alleinige Sagen hatten und deswegen fanden, „die Frauen haben da nicht mitzureden“. Aber es gab natürlich auch vernünftige Männer, die gerne mit uns Frauen zusammen gearbeitet haben.

? Wie sind die Schwyzer aus Deiner Erfahrung so?

! Sie sind ein bisschen ... wie soll ich das sagen ... sie interessieren sich schon sehr für Politik. Und doch wollen sie nicht, dass man in ihr Gärtchen kommt, um „mitzueuen“.

? Gibt es da Unterschiede von früher zu heute?

! Eigentlich nicht gross. Diejenigen, welche damals mitmachten, machen heute noch mit. Und diejenigen, welche damals skeptisch waren, sind es heute noch.

? Was würdest Du mir als Deinem Enkel – wenn Du mir einen politischen Ratschlag geben solltest – raten?

! Ich würde sagen, bleib Deiner Überzeugung treu. Es hat keinen Sinn, nur einer neuen Theorie hinterher zu springen. Halte am Bisherigen fest und sei doch offen fürs Neue. Ich glaube, das ist die richtige Einstellung.

? Du warst zeitlebens eine Bürgerin, die sich gegen Bevormundung gewehrt hat. Mit demokratischen und legalen Mitteln. Also keine Revoluzzerin, sondern eine „Entwicklerin“. Hättest Du manchmal auch gerne dazwischengehauen?

! Ja, diese Versuchung hatte ich manchmal.

? Was können politisch aktive Bürger aus Deiner Arbeit für die heutige Zeit lernen?

! Sie können aus meiner Arbeit lernen, dass sich nicht alles sofort erreichen lässt. Dass wir auch mit kleinen Schritten vorankommen. Niemand sollte zu viel auf einmal wollen. Das ist das Beste.

? Gab es in Deinem politischen Leben eine besonders intensive Begegnung mit einem Menschen, an die Du Dich bis heute gerne erinnerst?

! Da einen einzelnen Menschen rauszupicken, ist schwierig. Aber ich hatte schon gute Kollegen, an denen ich mir ein Beispiel nehmen konnte. Gerade in der Fraktion in Bern hatten wir gute Leute. Aber auch weniger gute.

? Du schaust auf eine lange Zeit der politischen Erfahrung zurück und gleichzeitig lebst Du seit vielen Jahren inmitten der Menschen hier in Schwyz. Gibt es etwas, dass aus Deiner Erfahrung heraus – ob für Junge, Eltern oder Senioren – baldmöglichst in Angriff genommen werden sollte?

! Es gibt natürlich immer Probleme, die gelöst werden müssen. Ich meine, heute sind die Lebenshaltungskosten sehr hoch. Andererseits sind die Löhne entsprechend. Aber nicht alle bekommen die Arbeit, die sie gerne hätten. Manchmal müssen wir uns unter Umständen zunächst mit

einfacher Arbeit zufriedengeben. Nicht immer können wir uns das Beste herauspicken.

? Was bedeutet für Dich „Heimat“?

! Du weisst, wohin du gehörst, wo du deine Angehörigen hast. Heimat bedeutet Familie und das Gefühl, daheim zu sein.

? Du kennst sicherlich das Gedankenspiel „Ein Engel oder eine Fee erfüllt Dir einen Wunsch“, lass uns dieses Spiel spielen: Wenn Du Dir etwas für Dich selber wünschen dürftest, was wäre das?

! Oh. Das ist schwierig, aus dem Stehgreif einen Wunsch zu äussern Wir müssen zufrieden sein mit dem, was wir haben und was wir noch erreichen können. Aber vieles können wir nicht mehr erreichen, wenn wir alt sind. Deshalb sollten wir zufrieden sein mit dem, was wir noch machen können. Das andere ist Vergangenheit.

? Wenn Du Dir etwas für Deine Enkel wünschen dürftest, was wäre das?

! Dir wünsche ich einen guten Abschluss im Studium und viel Freude am Beruf und an der Familie. Und, dass Du ein glückliches Familienleben mit einer glücklichen Anstellung kombinieren kannst.

? Wenn Du Dir für den Kanton etwas wünschen dürftest, was wäre das?

! Dass der Kanton Schwyz nicht allzu sehr nur Steuerpolitik machen will, und nicht unbedingt nur auswärtige gute Steuerzahler anziehen will. Die Leute nur nach Steuern auszusuchen, passt mir nicht.

? Und was wäre Dein Wunsch für das ganze Land?

! Dass die Schweiz das Gute beibehält und das Neue trotzdem nicht ablehnt. 🇨🇭

„Halte am
Bisherigen
fest und sei
doch offen
fürs Neue.“



*Der Wägitalersee
im dramatischen Licht
des Bezirks Höfe.
FOTO: Stefan Zürcher*

My Europe



DIE SCHWEIZ IST DAS LOCH IM EUROPÄISCHEN KÄSE

WAS DER ST. GALLER WIRTSCHAFTSPROFESSOR RETO FÖLLMI UND EINWOHNER VON PFÄFFIKON ZU EUROPA SAGT

Wie der Feinschmecker weiss, sind Schweizer wahre Meister in der Herstellung und Pflege von Löchern im Käse und haben darin eine jahrhundertalte Tradition. Der weitgehend käseunkundige Kurt Tucholsky war es jedoch, der im Jahr 1931 unter dem Pseudonym Kaspar Hauser den theoretischen Überbau, zum Umgang mit Löchern lieferte. In seiner Abhandlung „Zur soziologischen Psychologie der Löcher“ schreibt er: „Das Merkwürdigste an einem Loch ist der Rand. Er gehört noch zum Etwas, sieht aber beständig in das Nichts, eine Grenzwa- che der Materie. Das Nichts hat keine Grenzwa- che: während den Molekülen am Rande eines Lochs schwindlig wird, weil sie in das Loch sehen, wird den Molekü- len des Lochs ... festlig? Dafür gibt es kein Wort.“

Richtig. Allerdings Worte. Deshalb finden Sie an dieser Stelle von nun an „Sätze mit Rand- bezug“. Soll heißen Kommentare, die sich mit dem Rand des Schweizer Lochs – also dem europä- ischen Käse – beschäftigen. Einige wollen den Randbezug eher intensivieren, andere das Loch. Weil die Gedanken frei sind, die Worte auch und die Schweiz eine lange Tradition der Neutralität

hat, bleiben wir als Redaktion gegenüber der hier geäußerten Meinung – neutral. Im besten Fall regt sie erst einmal auf und dann an – zu Gesprächen und Überlegungen.

Schon Tucholsky machte sich dazu Ge- danken: „Wenn ein Loch zugestopft wird: wo bleibt es dann? Drückt es sich seitwärts in die Materie? Oder läuft es zu einem andern Loch, um ihm sein Leid zu klagen – wo bleibt das zugestopfte Loch? Niemand weiß das: unser Wissen hat hier eines. Wo ein Ding ist, kann kein andres sein. Wo schon ein Loch ist: kann da noch ein andres sein? Und warum gibt es keine halben Löcher?“

Fragen über Fragen, die unsere Kom- mentatoren hoffentlich beantworten können. Auch wenn ihre Namen nicht mit einem großen „B“ beginnen und mit einem „locher“ aufhören. In jedem Falle aber gilt: „Das Loch ist ein ewiger Kom- pagnon des Nicht-Lochs: Loch allein kommt nicht vor, so leid es mir tut. Wäre überall etwas, dann gäbe es kein Loch, aber auch keine Philosophie und erst recht keine Religion, als welche aus dem Loch kommt. Die Maus könnte nicht leben ohne es, der Mensch auch nicht: es ist beider letzte Rettung, wenn sie von der Materie bedrängt werden. Loch ist immer gut.“ So weit Tucholsky.

Lesen Sie jetzt von Prof. Reto Föllmi, Ordinarius für internationale Wirtschaftsbeziehungen an der Universität St. Gallen und in Pfäffikon wohnt, seinen Kommentar zur Rolle der Schweiz im heutigen Europa. ➔



ILLUSTRATION: Patrick Rosche

*Prof. Dr. Reto Föllmi,
mit einigen brillanten
Gedanken über das
Verhältnis der Schweiz
zur EU.*

STATEMENT VON PROF. DR. RETO FÖLLMI



Die Schweiz ist ein weltoffen ausgerichtetes Land mitten in Europa. Sie nimmt einen Spitzenplatz im Anteil ausländischer Zuzüger ein, obschon – oder gerade weil – sie politisch einen eigenständigen Kurs fährt. Tatsächlich ist das politische Verhältnis zwischen der Schweiz und der EU heute von einer Vielzahl von spannenden Auseinandersetzungen geprägt, oder böse gesagt, das Verhältnis war auch schon einmal besser. Die Beziehung zu ihren unmittelbaren Nachbarn ist zusehends von Herausforderungen geprägt und viele beklagen, dass die Anliegen der Schweiz in Europa immer weniger Gehör finden, während gleichzeitig ständig neue Forderungen an die Schweiz herangetragen werden. Das muss für sich alleine noch nicht zu sehr beunruhigen, internationale Anerkennung ist eine flüchtige Sache und solange die Schweiz sich weiterhin konsequent auf ihre Stärken ausrichtet, kann sie diese Herausforderungen sportlich nehmen.

Dennoch muss man sich fragen, wieso die Beziehung zwischen der Schweiz und der EU gerade zum jetzigen Zeitpunkt so spannungsreich ist. Die Eurozone krankt an massiven Problemen und wird sich aller Wahrscheinlichkeit nach zur Transferunion entwickeln, wenn sie nicht auseinanderfallen soll. Eine solche Umverteilungsunion wird die europäische Wettbewerbsfähigkeit belasten und daher sicher zu vermehrten Forderungen an die Schweiz führen, zumal sie wirtschaftlich weit besser dasteht.

Von europäischer Seite werden der (erfolg)reichen Schweiz immer wieder mangelnde Solidarität, willentliches Abseitsstehen, Opportunismus und im schlimmsten Fall sogar moralisch fragwürdige Praktiken vorgeworfen. Erstaunlicherweise verfangen solche und ähnliche Neidargumente der europäischen Verhandlungspartner sogar in der Schweiz selber und Herr und Frau Schweizer lassen sich in Diskussionen oft allzu leicht und – meiner Meinung nach zu Unrecht – in die Defensive drängen.

Der relative Reichtum der Schweiz ist redlich verdient und erklärbar. Das hohe Volkseinkommen beruht zu wesentlichen Teilen darauf, dass im Vergleich zum europäischen Ausland in der Schweiz mehr und länger gearbeitet wird. Dies ist möglich, dank der vielen innovativen Firmen, die in der Schweiz wegen der grossen Zahl von engagierten und hochqualifizierten Arbeitnehmern und einem günstigen steuerlichen Umfeld prosperieren können. Ein Faktum, das regelmässig in weltweiten Vergleichen bestätigt wird.

Es lohnt sich, auch daran zu erinnern, dass die Schweiz der EU auch in Vielem nützlich ist. Ein wohlhabender Partner ist immer auch ein nützlicher Handelspartner für seine Nachbarn, insbesondere für viele wertschöpfungsstarke Branchen. Die Schweiz importiert beispielsweise deutlich mehr aus der EU, als sie dorthin exportiert. Von der Innovationskraft und dem guten Arbeitsmarkt in der Schweiz profitieren aber auch Grenzgänger, und die in Deutschland gut ausgebildeten Akademiker, die in der Schweiz in grosser Zahl

Arbeit suchen. Die gut bezahlten Stellen in der Schweiz sind für die Einwanderer offenbar sehr attraktiv, denn sonst kämen sie nicht. Diese Magnetwirkung und Attraktivität sollte den Werkplatz Schweiz stolz machen und gleichzeitig daran erinnern, dass auch der Ausbildungsplatz Schweiz gut gepflegt und auf neuem Standard gehalten werden soll. Diese Argumentation gilt natürlich auch umgekehrt. Es nützt uns überhaupt nichts, wenn es Europa schlechter geht. Auch wenn Schadenfreude verständlich und wohl auch menschlich ist, leiden wir an der schlechten Wirtschaftslage der Umgebung mit, genauso wie man an einem prosperierenden Nachbarn viel Freude hat.

Natürlich kann der Kleine eher als der Grosse eine Strategie fahren, durch eine speziell attraktive Steuerstruktur oder einfachere Regulierungen Wirtschaftszweige anzulocken. Das gilt teilweise auch für das Verhältnis von Schweiz zur Schweiz. Solche Differenzierungsstrategien rufen natürlich kritische oder auch einfach neidische Reaktionen des grösseren Partners hervor. Dieser sollte aber nicht vergessen, dass die Ideen und die Attraktivität des kleinen Partners eben auch zur Prosperität des Grossen beitragen, auch wenn er jetzt halt mit innovativen Ansätzen – auch zu Recht – einen Zusatzgewinn erzielt.

All diese Argumente zeigen, dass die Beziehung CH – Europa kein Nullsummenspiel ist: Der Wohlstand des Kleinen geht nicht auf Kosten des Grossen, sondern auch dieser profitiert mit.

Wie weiter? Soll der löchrige Käse sich voll integrieren und zum fast flüssigen Weichkäse werden? Soll man also souverän bleiben oder sich weiter anpassen? Souveränität als Selbstzweck bringt wenig, wenn sie nicht dazu genutzt wird, eigene und vor allem unterschiedliche Lösungen für sich selbst zu finden. Die Erfahrung mit einem Käsewagen in einem guten Restaurant zeigt, dass eine Vielfalt von qualitativ hochstehenden Käsen verschiedener Provenienzen am meisten Freude bereitet. Wenn wir ehrlich sind, der löchrige Käse ist auch nicht mehr das Nonplusultra, denn die Schweizer konsumieren immer mehr Käse ausländischer Provenienz, was aber zu einem Aufleben vieler neuer guter Schweizer Käsesorten geführt hat! Kreativer Ideenaustausch und Konkurrenz beleben das Geschäft und machen die Welt interessanter, nur Löcher sind langweilig.

Meiner Ansicht seiner Vielfalt, obwohl Die Zentralisierung von unabwendbar, soll der beraubt sie Europa eines der Regelungen erlaubt einen Wettbewerb zwischen und Ausprobieren von neuen Ansätzen. Die gut funktionierende Schweiz mit ihrem Föderalismus wäre ein Beispiel dafür und kann ihren eigenständigen Platz behaupten, wenn sie sich traut, ihre Käselöcher auch wieder neu zu erfinden. 🍷

nach beruhte Europas Stärke stets auf gemeinsame Werte geteilt werden. Wirtschafts- und Finanzpolitik ist Euroraum zusammenhalten. Allerdings wichtigen Standortvorteils. Die Vielfalt



„O DOLCE MIO!“

WARUM DIE BESTE OUVERTÜRE MIT „K“ STATT „O“ BEGINNT, AM SCHLUSS GENOSSEN WIRD – UND AUS SCHWYZ KOMMT.

Manchmal können alte Maschinen alles andere sein als eine Last. Manchmal schlummern in ihnen Geheimnisse, die durch den technischen Fortschritt verlorengehen. Dann erzählen einem diese alten Maschinen Wissenswertes – vorausgesetzt man betrachtet sie nicht als altes Eisen! So geschehen beim Schwyzer Feinchocolatier Felchlin, der schweizweit – und darüber hinaus – die feinste Schokolade herstellt. Um diesem geschmacklichen Urteil mit rationalen Fragen auf den Grund zu gehen, haben wir den CEO der Max Felchlin AG, Christian Aschwanden, zu einem Gespräch besucht. Dabei stellten sich einige feinsinnige und beeindruckende Erkenntnisse ein.

Beim Thema „Schokolade und Schweiz“ fragen sich nicht allein neugierige oder neidische Leute, wieso gerade die Schweiz weltweit für herausragend köstliche Schokoladen berühmt geworden ist. Sind doch die Cacaobohnen auf dem Seewege aus den spanischen Kolonien in Mittel- und Südamerika nach Europa gekommen. Genauer gesagt an den spanischen Königshof. Von dort traten sie – als Heißgetränk – ihren Siegeszug an die Königshöfe der Welt an. Bekanntlich hat die Schweiz weder einen Zugang zum Meer noch jemals einen König gehabt. Wie also kommt die Schweiz zu ihrem Ruf, weltweit das Schoggi-Paradies zu sein?

Die Antwort liegt – so Christian Aschwanden – im Tüftlergenie der Schweizer Konditoren. Mit dem haben sie sich im Laufe vieler Jahrzehnte dem konsequenten Verfeinern des Cacaoproduktes gewidmet. Die wichtigste Schweizer Erfindung machte in dem Zusammenhang ein gewisser Rodolphe Lindt. Der fand heraus, dass der aus Cacao und Zucker bestehenden Masse Wasser entzogen und das Fett der Cacaobohne befreit werden muss. Nur so können sie zu feincremiger Hochform auflaufen. Die Zellen des Cacaos enthalten nämlich viel Cacaobutter. Die lasse sich – so Lindt – einerseits durch andauernde Reibung aus den Zellen befreien, wodurch sich, andererseits, eine Vielzahl köstlicher Aromen entfalten könne. Falls die Bohnen richtig behandelt werden. ☒



ILLUSTRATION: Patrick Rosché

*Christian Aschwanden,
Chef des Schwyzer
Feinchocolatiers Felclin.*

Lindt entwickelte dazu eine passende Maschine, die „Conche“. Das ist ein flaches – wie eine Muschel gewölbtes – Becken aus Stahl mit einem Granitboden, in dem sich eine Stahlwalze durch die Cacaomasse vor- und zurückbewegt. Die Walze drückt dabei gegen Boden und Ränder und quetscht so die winzigen Krümel im Cacaobrei immer und immer kleiner und holt so die Cacaobutter aus den Zellen. Befördert wird dieser mechanische Vorgang dadurch, dass sich die Cacaomasse durch die dabei entstehende Reibung im Behälter auf 76 bis 78 Grad Celsius erwärmt und so die überflüssige Restfeuchtigkeit verdunstet. Der Vorgang dauert bei den alten Maschinen bis zu 72 Stunden. Neue Geräte sollen dieselbe Qualität in nur einer Stunde erzielen. Sollen! Bei genauerem Hinschmecken ergab sich für Christian Aschwanden ein Unterschied. Die Vielfalt der Aromen der Schokoladen war bei den alten Maschinen feiner als bei den neuen. Als ihm das klar war, wusste er, in welche Richtung es bei der Herstellung in Zukunft gehen sollte: Mehr klassische Verarbeitungsmethoden. Der erste Schritt auf dem Weg zur Verfeinerung war damit getan. Viele sollten ihm in den Jahren darauf folgen.

Wer kocht weiß: Jedes Gericht kann nur so gut sein, wie die Zutaten, die man dafür verwendet. Bei Schokolade ist das nicht anders. Also musste der nächste Schritt sein: Die Zutaten zu optimieren. Was bedeutete: Der Cacao musste auf den Prüfstand. Aschwanden und Mitarbeiter wollten besondere Cacaos – nicht Allerweltsgewächse aus Großplantagen. Ihnen schwebten seltene Sorten vor – mit eigenem Charakter, eigenem Geschmack und unterschiedlicher Nuancierung. Weshalb sollte es das, was es beim Wein gibt – wie den Einfluss des Bodens auf die Qualität – nicht auch beim Cacao geben? Sie machten sich auf die Suche – und scheiterten zunächst an den Cacaohändlern. Die waren daran interessiert, tausende von Tonnen zu verkaufen, „nicht ein paar Tönneli aus einer speziellen Region, wie es uns vorschwebte“, so Aschwanden.

Also mussten die Einkäufer selbst in unterschiedliche Anbaugebiete fahren, um die für jede Sorte typischen Geschmacksqualitäten herauszufinden. Sie mussten zuverlässige Produzenten suchen und sich dem Gefühl aussetzen, das einen Schweizer Geschäftsmann befällt, wenn er auf südamerikanische Arbeitsmoral trifft. Anfangs war Aschwanden an der Seite seines

Weshalb sollte es das, was es beim Wein gibt – wie den Einfluss des Bodens auf die Qualität – nicht auch beim Cacao geben?



Einkäufers Felix Inderbitzin, um gemeinsam mit ihm, auf kurzem Weg, notwendige Entscheidungen zu treffen. Manchmal hatte er dabei Bauchgrimmen, manches Mal Glück. Stets erfuhren sie dabei, dass Ihr Vertrauen nicht missbraucht wurde. Bis heute nicht. Mehr noch: Aus langjähriger Zusammenarbeit wurden verlässliche Handelsbeziehungen, bei denen ihre Partner mit den getroffenen Absprachen planen können – und die Felchlins außergewöhnlich gute Cacao-Qualitäten erhalten. So ist eine solide wachsende Anbauwirtschaft auf partnerschaftlicher Basis entstanden, keine kolonialistische Abhängigkeit durch gegenseitige Unberechenbarkeit. Die Felchlins kennen „ihre“ Cacaobauern und wissen, wie sie arbeiten, wissen, dass deren Kinder wie auf jedem Bauernhof bei der Ernte helfen müssen. Sie wissen aber ebenso, dass es bei ihren Lieferanten keine misshandelnde, ausbeuterische Kinderarbeit gibt – wie an anderen Orten. Das ist nicht nur menschlich eine wichtige Gewissheit, sondern wird in der Kundenkommunikation immer wichtiger. ☺



Inzwischen sind zehn Kooperativen dieser Art, die den Felchlin Cacao anbieten, in aller Welt gewachsen. Jede davon hat ihren eigenen Charakter. Den bekommen die Confiserie-Kunden von Felchlin genau beschrieben. Hier eine Kostprobe zum Rohstoff „Cacao Bolivien“: „Der einzigartige und rare Wildcacao ‘Criollo Amazonico’ stammt aus der Provinz Beni, dem Tiefland Boliviens. Die Sammler, meist Chimane-Indianer, suchen die weitverstreuten ‘Cacaoinseln’ auf, schneiden die reifen Früchte von den Bäumen und bringen sie per Pferd oder Einbaum zur Sammelstelle. Dort werden sie sorgfältig fermentiert und in der Sonne getrocknet. Für den Rest des Jahres

überlassen sie die Bäume der Natur, das heißt, sie werden weder gedüngt noch geschnitten.“ Solche Beschreibungen gibt es ebenso für den „Cacao Arriba“ aus dem nördlichen Ecuador, dem „Cacao Maracaibo“ aus Venezuela, Cacaos aus Madagscar, Grenada, Java und der Dominikanischen Republik.

Es gibt solche Angaben für jede der aus erstklassigen Rohstoffen geschaffenen Couverturen. Die heißen, dem qualitativen Anspruch entsprechend, „Grand Cru“. Diese Beschreibungen dienen professionellen Kunden als Hinweis darauf, wie sie die Couverturen für ihre Kreationen einsetzen können. Ein Beispiel für die „Cru Sauvage



Couverture“ aus dem Wildcacao „Bolivia 68 % - 48 h“: „Diese Couverture zeigt noch eindeutig ihre ‘wilde’ Herkunft mit angenehmer Frische der Zitrone und Fruchtigkeit der Grapefruit. Das traditionelle Herstellverfahren bringt das Dörripflaumen-Bouquet und Vanille in schönster Weise zur Geltung.“

Wenn ein Kunde, die an den Weinverkauf erinnernden Beschreibungen liest – jede ist mit einem Geschmacksprofil versehen – erfährt er sehr viel über die unterschiedlichen Aromen, die beim Verarbeiten von Cacaobohnen frei werden. Nur so frei allerdings, dass sie auf der Zunge zu schmecken sind – und nicht verfliegen. Genau darin besteht die hohe Kunst der Zubereitung. Sie verlangt viel Erfahrung, Geduld und Gelassenheit. Das beginnt bei der Fermentation, setzt sich fort mit dem Trocknen und Reinigen der Bohnen, und weiter mit der bakteriellen Reinigung, dem äußerst behutsamen Rösten, dem Aufbrechen der Bohnen, dem sich daran anschließenden Vermahlen und Mischen mit Zucker, danach dem zwei- und fünf-stufigen Walzen, schließlich und endlich mit dem Conchieren, also dem vielstündigen Bewegen in der Conche zu einer feincremigen Couverture. Am Ende entsteht aus den verschiedenen Cacaosorten eine Palette unterschiedlicher Kompositionen, die es professionellen Confiseurs und Pâtisseries möglich machen, feinstnuancierte Schöpfungen für die Zunge zu erschaffen.

Klar – und dabei einzigartig – ist, dass solche Geschmacksfarben nicht aus industriell betriebenen Monokultur-Plantagen kommen, sondern nur aus kleinen Anbaugebieten, in denen Edel- und Raritätencacaos geerntet werden. Genau das hatten die Felchlin gesucht – und jetzt die professionellen Confiseurs und Konditoren für ihre Kreationen.

Der Schoggi-Think-Tank

Die Felchlin lassen ihre Kunden bei deren kreativer Arbeit nicht allein. Sie bieten ihnen seit 1987 fortwährende Schulungen in ihrem „Condirama“ an. Hand in Hand mit dieser oft aufgesuchten Fortbildungsmöglichkeit geht die Produktentwicklung, in der die feinen Zungen und geschickten Hände der Felchlin-Experten

neue Kreationen und kulinarische Werkzeuge für ihre feinsinnige Kundschaft entwickeln. Das bedeutet: Im Kanton Schwyz ist ein Schoggi-Think-Tank entstanden, der seinesgleichen auf der Welt sucht.

Denn Schokoladenanbieter gibt es immer mehr auf der Welt. Aber nur sehr, sehr wenige Schokoladenwerkstätten kümmern sich beim Fertigen ihrer Produkte um jede Einzelheit – von der Cacaobohne bis zum fertigen Genussmittel. Noch weniger legen ihren Ehrgeiz in die ständige Verfeinerung und Veredelung ihrer Spitzenprodukte. So verwundert es nicht, dass Leckereien von Felchlin in 50 Ländern des Globus heiss begehrt sind. Dabei liegt der Schwerpunkt der Nachfrage noch in Europa und in den USA. Wachstum findet indessen im Fernen und Mittleren Osten statt. Dort werden besonders phantasievolle Kreationen nachgefragt, zum Beispiel aus Damaszener Rosenölen in exklusiver Kleinstauflage für die Ehefrauen auserwählter Herrschaften. Und all das entsteht in dem kleinen Schwyz für die verwöhntesten Zungen des Erdballs!

Vor so viel Pioniergeist und Qualitätsinn zieht mancher den Hut. Wie sagte schon Alexander von Humboldt über dieses Objekt der Begierde: „Kein zweites Mal hat die Natur eine solche Fülle der wertvollsten Nährstoffe auf einem so kleinen Raum zusammengedrängt wie gerade bei der Cacaobohne.“ Die Felchlin verhelfen ihr mit Achtung, Erfahrung und respektvoller Sorgfalt dabei, ihre geschmackliche Vollendung zu erlangen. Ein Vorgehen wie es sich nirgends sonst in der Schweiz findet. Damit ist Schwyz auch in Schokoladenfragen der Ur-Kanton der Schweiz. 🍫



My world

*Die Rigi verdeckt mit
ihrer königlichen Gestalt
das schöne Küsnacht.
FOTO: Stefan Zürcher*



VON DER VIEHZUCHT ZUR WELTPOLITIK

DER SCHWYZER DIETER GEMSCH
HAT IN 17 LÄNDERN BEOBACHTET,
WIE DEMOKRATISCH DEREN
WAHLEN ABLIEFEN. SPANNEND
UND MANCHMAL MERKWÜRDIG.

D Dieter Gensch sollte (und wollte) – wie schon sein Vater und sein Großvater – in den Viehhandel einsteigen. Ein damals international ausgerichteter Beruf. Sein Vater trieb zum Beispiel viel Handel mit Italien. Deshalb war das Thema „Fremdsprachen“ kein Fremdwort in seinem Elternhaus. Italienisch konnte der kleine Dieter schon bevor er in die Primarschule kam. Sein Interesse an fremden Sprachen sollte in seinem Leben eine grosse Bedeutung bekommen. Doch davon später.

Zunächst einmal ging er ins Kollegium, machte die Matura und am Schweizerischen landwirtschaftlichen Technikum den Ingenieur Agronom HTL. Als er erkannte, dass dort seine Karriere „in der Erstellung der 27. Revision des Milchregulativs“ gipfeln könnte, nahm er das Angebot der Kommission der Schweizerischen Viehzuchtverbände an, das von seiner Heimat exportierte Braunvieh nach Angola zu begleiten und den Angolanern beim Aufbau des Herdebuchs zu helfen. Dreieinhalb Jahre arbeitete er in diesem und anderen Entwicklungshilfeprojekten, ehe er in die Schweiz zurückkehrte. Als das Eidgenössische Departement für auswärtige Angelegenheiten Schweizer für internationale

Entwicklungshilfeprojekte suchte, meldete er sich, bestand die Prüfung, (in der er in drei Sprachen zu internationalen politischen Fragen Stellung nehmen musste) und wurde – Wahlbeobachter. Und zwar zuerst als Langzeitbeobachter.

? Was macht ein Wahlbeobachter?

! Da ist man als Zwei-Personen-Team verschiedener Nationalität unterwegs und wird in verschiedene Regionen geschickt, um dort die Wahlen vorzubereiten. Also zu klären: Sind die Wahllokale parat? Kennen die Verantwortlichen die Wahlgesetze? Wie gut sind die Wahlkommissionen vorbereitet? Und so weiter.

Im Jahr 1994 war ich bei meiner ersten Wahlbeobachtung im Auftrag der UNO in Moçambique. Und danach in Europa – auf dem Balkan und im Osten. Dafür war die OSZE zuständig. Da ist jedes europäische Land dabei – auch die Schweiz. Allerdings haben die Amerikaner – als Nicht-Europäer – dort das Sagen. Deswegen hatte ich immer viel Theater mit denen. Denn, warum sollen die USA bestimmen können, was in Europa los ist?

? Wenn man totalitäre Regime bei ihren Wahlen kontrolliert, stellt sich die Frage: Ist das eine gefährliche Aufgabe?

! Wenn Sie Kurzzeitbeobachtung machen, sind Sie vielleicht eine Woche oder höchstens zehn Tage im Land. Das ist dann wie ein Spaziergang. Deshalb kommen auch viele Parlamentarier und machen das quasi als Ferienaufenthalt. ➔



Als Langzeitbeobachter sollte man jedoch schon eine gewisse Risikobereitschaft mitbringen. Aber wissen Sie, es war trotzdem eine schöne Zeit. Das fehlt mir jetzt ein wenig. Diese internationale Gesellschaft, bei der man auch ein bisschen die Volkscharaktere studieren kann. Man lernt so viel von einem Land und der Kultur kennen. Es geht ja immer um das Leben der Menschen dort. Das war zumindest meine Politik. Es gibt Beobachter, die gehen nur zu den führenden Politikern und anderen Mächtigen. Ich bin stattdessen zu den einfachen Leuten gegangen und habe gefragt „Was denkt ihr von diesem oder jenem Kandidaten?“ Die sagen einem dann schon, was sie denken. Gut, es kommt ein bisschen darauf an, wie viele und welche Leute noch um einen herum sind. Aber in persönlichen Gesprächen sind sie offen.

Bei meinen Missionen ist mir bewusst geworden, wie wir den Osten anschauen. Nämlich so, als ob der Westen die beste Demokratie hätte. Gut, in der Schweiz ist sie ja auch à la bonheur. Aber zum Beispiel in Amerika? Was kann ein normaler amerikanischer Bürger zur Politik sagen? Nicht sehr viel.

? Ist man in den Ländern, wo sie gearbeitet haben, so frei, offen mit den Menschen zu reden?

! Natürlich!

? Und am Schluss macht man ein Protokoll?

! Ja, man muss einen Weekly Report schreiben.

? Und wie hat man die damals verschickt? E-Mails gab es ja noch nicht.

! Meistens hatten wir Fax. In Bosnien zum Beispiel war das eine interessante Zeit. Dort hatte ich wieder einmal Probleme mit den Amerikanern. Das Ganze war von der Verwaltung her so organisiert, dass jedes regionale Zentrum einen Direktor an der Spitze hatte. Unser Direktor war ein Grieche aus Tessaloniki. Ein Rechtsprofessor mit Namen Veniamin Karakostanoglou. Sein Vorgesetzter, also der „Head of Mission“, war ein Amerikaner – Robert H. Frowick. Dazu muss man folgendes wissen: Die Amerikaner

teilen die Welt ein in gut und böse. Sie selbst sind natürlich immer bei den Guten. Da gibt es gar keinen Zweifel. Deshalb steht für sie auch ausser Frage, jemals Kompensationen für Kriegsschäden und andere Auswirkungen bezahlen zu müssen. Denn ihre Handlungsweise ist ja immer gut. Punkt. So ist ihre Mentalität.

Nun war dieser Frowick der Vorsitzende in der nationalen Wahlkommission in Bosnien und hatte den Stichentscheid. Er war also das Zünglein an der Waage. Und was macht der? Zehn Tage vor den Wahlen ändert er das Wahlgesetz zu Ungunsten der Serben! Und wir als Wahlbeobachter mussten das den Serben erklären, was die natürlich nicht verstanden haben. Zu Recht. Obwohl die internationalen Mitglieder die Mehrheit in der nationalen Wahlkommission stellten, haben sie den Antrag von Frowick unterstützt.

Warum haben die Europäer nicht gesagt „So geht es nicht!“ Das hat mich schon aufgeregt. In meinem Weekly Report habe ich dann geschrieben: HoM – das ist die Abkürzung für Head of Mission – plus ein „e“, also HoMe. Da hat jeder verstanden, was ich meinte, nämlich dass der Head of Mission abdanken sollte. Später wurde mir berichtet, am Donnerstag beim Eintreffen der Weekly Reports seien im regionalen Zentrum alle um das Fax herum gestanden und hätten geschaut, was der Gensch wieder Spezialles schreibt.

„Endlich traut sich jemand, diesen Amerikanern zu widersprechen.“

Am nächsten Tag hatten wir dann im regionalen Center ein Weekly Meeting mit unseren Vorgesetzten. Zu Beginn hat uns der Direktor des regionalen Zentrums – der oben erwähnte Grieche – ganz professoral (seine Ansprachen dauerten immer genau 50 Minuten, wie eine Vorlesung an der Universität) begrüsst und erwähnt, dass es da Leute in dieser Mission gäbe, die in ihren Berichten Sachen schreiben würden, die man vom diplomatischen Standpunkt aus nicht verantworten könne. Ich wusste natürlich, dass er mich meinte. Zum Schluss seiner Begrüssung hat er zu mir gesagt: „Und Sie kommen nach dem Meeting in meinem Büro vorbei!“

Ich ging da hin und erwartete, einen Verweis zu bekommen. Ich habe geklopft, Veniamin hat mir die Türe geöffnet, mich in sein Büro gezogen,

die Türe wieder zu gemacht und mich umarmt. Dann hat er eine Flasche Ouzo geholt und gesagt: „Endlich traut sich jemand, diesen Amerikanern zu widersprechen. Wir als Diplomaten dürfen das ja nicht.“ Er durfte das wirklich nicht. Aber ich war in der Hierarchie ganz unten, weshalb mir nicht viel passieren konnte, wenn ich meine Meinung frei gesagt habe. Und ich habe sie mehr als einmal gesagt.

? Hat Ihnen die Schweizer Neutralität dabei genutzt?

! Ja, schon. Sie haben sicherlich rausgehört, dass ich eine Abneigung aus persönlicher Erfahrung gegen die Amerikaner habe. Und zwar deswegen, weil die nur ihren Vorteil im Kopf haben. Was die Amerikaner immer zuerst wollen ist ein Militärcamp. Ein Beispiel: Die Amerikaner hatten früher kein einziges Camp auf dem Balkan. Jetzt haben sie eines im Kosovo. Ein riesiges Militärcamp, das viel Landreserven beansprucht. Unten an der Grenze zu Mazedonien liegt es und ist eine wichtige strategische Station für den Krieg im Irak und in Afghanistan. Wissen Sie, die Amerikaner wollen ihre Waren verkaufen. Ihr Coca Cola, ihre Hamburger und all dieses Zeug, das sie als Kulturgut auffassen.

? Das ist ja ein weit verbreiteter Verdacht. Aber sie waren tatsächlich vor Ort und haben es mit eigenen Augen gesehen: Ist das wirklich so?

! Ja. Das ist ihre Strategie. Wenn die einmal an einem Ort sind, dann bringt man sie dort nicht mehr weg. Darum hat zum Beispiel Burma nach der großen Tsunami-Katastrophe, die vom US-Militär angebotene humanitäre Hilfe freundlich abgelehnt. Da habe ich begriffen wieso: Sind die einmal im Land, dann bringt man sie nicht mehr fort.

? Noch mal das Stichwort „Schweizer Neutralität“!

! Wissen Sie, wer der Schweiz, die früher und teilweise heute noch diplomatisch einen sehr guten Ruf genießt, den Rang abgelaufen hat? Das sind die Norweger. Ein Beispiel: Wer hat die Friedensgespräche von Oslo 1991 in die Wege geleitet? Der norwegische Aussenminister. Die Schweiz hat Konkurrenz bekommen. Obwohl die Diplomaten im Berner Aussendepartement immer noch hervorragende Leute sind. Auch die


Unterhändler sind exzellente Fachleute. Der Völkerrechtler Kälin aus Einsiedeln bei der UNO zum Beispiel ist ein hervorragender Mann. Die Neutralität der Schweiz wird auch immer noch weltweit anerkannt. Aber was wollen Sie im Hinterland von Moçambique den Leuten von Neutralität erzählen? Das Hauptproblem dieser Leute ist: Am Morgen denken sie daran, was sie am Mittag zu essen haben und am Mittag denken sie an den Abend. Das ist ihre Hauptsorge. Begreiflicherweise. Deswegen kann man die auch so gut manipulieren. Für einen Sack Mais geben sie ihre Stimme demjenigen, der ihnen den Sack verspricht.

? Haben Sie solche Zustände auch in Ihren Weekly Reports beschrieben?

! Ja natürlich. Ich habe diverse Male Wahlbetrug rapportiert. Aserbaidshchan war so ein typisches Beispiel – mit Alijew und seinem Clan. Ein Land, das für die Angelsachsen wegen seines Öls sehr wichtig ist.

Ich war dort in einem Wahllokal bei der Auszählung und sass mit dem Dolmetscher hinter der Wahlkommission. So konnten wir sehen, wie die Wahl ausgefallen war – nämlich zu 80 Prozent zugunsten der Opposition. Da sagte ein Offizieller von Alijews Gnaden: „Darf ich mal das Wahl-Protokoll sehen?“ Und wissen Sie, was der dann gemacht hat? Der hat die Resultate ausradiert und vertauscht! Da habe ich ihn über den Dolmetscher gefragt, was er da gerade mache. Und da hat mir der Alijew-Mann erklärt: „Wissen Sie, diese Leute, die wissen ja nicht, wie man das alles korrekt macht. Ich muss denen beim richtigen Ausfüllen der Formulare helfen.“ Und hat das Wahlresultat genau ins Umgekehrte verdreht. Das habe ich natürlich rapportiert!

Der Chef der Mission bei dieser Beobachtung war übrigens ein Amerikaner, ein Eicher mit Schweizer Ursprüngen aus dem Emmental. Der war gut – nicht weil er Schweizer Wurzeln hatte –, sondern weil er korrekt war und sich um die Opposition gekümmert hat. Der wurde sogar einmal von den Alijew Anhängern angegriffen.

Am Tag nach jeder Wahl gibt es am Mittag eine Pressekonferenz von der OSZE, der EU und den anderen Beobachtermissionen. Die geben dann das „Preliminary Statement“ heraus. Das ist fast immer gleich. Meist positiv. Und selten detailliert. Aber in diesem Fall hatten die beiden Vertreter 



*Der streitbare Demokrat
gegen nicht geschickte
Gesandte.*

vom Europarat und dem EU-Parlament gesagt, dass es schon nicht so ganz perfekt zugegangen wäre, es wären allerdings mehr technische Mängel gewesen. Aber ein Riesenschritt in Richtung Demokratie. Und dann kam der OSZE-Missionschef Eicher – und hat von Wahlbetrug gesprochen. Wahlbetrug mit „Oppression“ (*Beengung, Unterdrückung – die Red.*)! Da habe ich grossen Respekt vor Eicher gehabt. Aber sein Statement wurde wegen „wichtigeren“ Interessen ausgeblendet.

In Georgien hat der dortige Schweizer Botschafter meiner Einschätzung über diese „Preliminary Statements“ recht gegeben. Er hat gesagt: „Das Preliminary Statement ist immer positiv.“ Erst ein halbes Jahr nach den Wahlen kommt der abschliessende Bericht heraus. Da steht zwar drin, was alles falsch gelaufen ist. Und dass in erwähnten Wahllokalen gegen das Wahlgesetz verstossen wurde. Das wird alles aufgelistet. Aber diesen Bericht liest niemand mehr! Der ist für die Bibliothek. Mehr nicht. Die Regierungen sind dann eingesetzt und daran ändert sich auch nichts mehr.

? Wie schätzen Sie die vor einiger Zeit erfolgten Präsidentschaftswahlen in Russland ein?

! Ich habe einmal für die Dauer von drei Monaten in St. Petersburg russisch gelernt. Ich masse mir deshalb nicht an, die russische Seele zu verstehen. Die ist ausserordentlich speziell. Aber ich meine: die Städte sind gegen Putin. Ich habe gehört, dass bei dieser Wahl das „Karusell“ eingesetzt worden ist, also dass man Leutumschickt, die die Urnen mit vorher ausgefüllten Wahlzetteln vollstopfen. Oder dass man Leuten gesagt habe, sie hätten schon abgestimmt, obwohl das gar nicht der Fall war. Ich denke, der Fehler war, dass man die richtige Opposition nicht zu den Wahlen zugelassen hat. Wissen Sie, am Anfang war Putin nicht schlecht, aber jetzt muss er sich sehr ändern. So kann es nicht weitergehen.

? Wenn Sie sich Ihre Erfahrungen aus diesen Jahren anschauen, stellt sich Ihnen dann die Frage, ob diese Wahlbeobachtungen Sinn und irgendwelche Konsequenzen haben? Oder dienen sie nur zur Beruhigung der demokratischen Gewissen?

! Das ist genau die Frage, die man sich stellen muss. Sehen Sie, man kann ja nicht einfach so in ein Land gehen, um Wahlen zu beobachten, sondern die Regierungen müssen eine Wahlbeobachtung anfordern. Am Anfang – ich spreche jetzt von der Zeit nach der Öffnung des Ostens – da waren die Regierungen eher ängstlich mit Wahlbeobachtungen. Aber dann haben sie gemerkt, dass die Beobachtermissionen grosse Kompromisse eingehen. Und heute sind sie Befürworter von Wahlbeobachtungen, weil sie genau wissen, dass ihnen nichts passiert – auch wenn die Wahlmissionen sehen, was schief läuft und das auch rapportieren. Ich spreche hier von den Langzeitmissionen.

Wer das Ganze verwässert, das sind diese Kurzzeitmissionen von Parlamentariern, die nur mal eben vorbeischauchen. In Aserbaidzhan ging es in erster Linie um das Öl, das natürlich im Fokus der Amerikaner ist. Wissen Sie, den Vertrag um die Pipeline Baku-Ceyhan, den hatte man mit dem Vater des heutigen Präsidenten, Heidar Alijew, abgeschlossen. Der kandidierte zwar, aber man wusste offiziell nicht, wo er war. Er sei krank, hatte es geheissen. Dabei war er in einem Spital in Amerika. Wie kann man Demokratie predigen und diese Demagogen und Diktatoren beherbergen und wieder aufpäppeln? Wissen Sie, die amerikanischen Botschaften sind heute alles Festungen. Mit hohen Mauern, Stacheldraht und Wachtürmen, auf denen schwer bewaffnete Bewachungsleute stehen. Ich frage Sie: Vor was haben die Amerikaner Angst, wenn sie wirklich Demokratie wollen?

? Ein spannendes Leben, oder?

! Ja, sehr. Ich möchte es nicht missen. Sie lernen Länder und ihre Menschen kennen, von denen Sie früher nicht einmal den Namen gekannt haben. Und Sie können sich aus diesen selbst gemachten Erfahrungen eine Meinung bilden. Als ich einmal von einer Beobachterreise hierher nach Schwyz zurückgekommen bin, bin ich einem Nachbarn begegnet. Einem Bauern, der durch seinen Beruf nicht gut fort kann. Der sagte zu mir: „Ist doch auch wieder schön hier, nicht wahr?“ Da habe ich gesagt: „Sicher, aber weißt Du, es gibt auch an anderen Orten schöne Plätze. Nur muss man diese unvoreingenommen anschauen.“ 🍷

A U S D E M S T A A T S A R C H I V :

WIE EINIGE KÜN - SZ - TLER DIE DAMALIGE WELT BEGEISTERTEN

VIER KÜNSTLER AUS SCHWYZ,
LERNTEN IHR FACH IN DER FREMDE
UND FEIERTEN GRANDIOSE
ERFOLGE.

von Valentin Kessler,
Staatsarchivar

Auf dem Gebiet des heutigen Kantons Schwyz gab es nie stilbildende Zentren mit Kunstschulen. Dennoch erreichten einige Schwyzer Künstler Weltruhm. Sie eigneten sich ihr Wissen in der Fremde an und erlangten so ein beachtliches künstlerisches Niveau.

FRANZ SCHMID
(1796-1851)

Franz Schmid, der begabteste der Künstlerfamilie Schmid aus Schwyz, fand europaweite Anerkennung mit seinen Städte- und Landschaftspanoramen, die er von einem erhöhten Punkt aus im Umkreis zeichnete. 1816 war er Schüler im Atelier von Friedrich Wilhelm Moritz in Neuenburg. Wieder zurück in Schwyz arbeitete er zunächst als Veduten- und Panoramamaler. Mit Hilfe seines Bruders David Alois begann er seine erste grössere Arbeit, das Rigi-Panorama, nach einer Vorlage von Ludwig Pfyffer von Wyher. Seine Spezialität, Rundbilder von Kirchtürmen oder Berggipfeln aus aufzunehmenden und zu Papier zu bringen, mag hier ihren Anfang genommen haben.





Das genannte Panoramamalier Franz Schmid, Luzern, von der Hofbrücke gegen den
 Kapellbrücke sporthützt.
 e. um in den 1820er Jahren, Anstalt wurde die Oleumdampf-Abdruckung bildnerische Quay zur

1828 begab sich Schmid nach Paris, um das Stadtpanorama vom Turm der Notre-Dame anzufertigen, was dem Schwyzer Künstler den internationalen Durchbruch bescherte. Sein Ruf als Zeichner architektonischer Anordnungen in einer Rundperspektive wurde international; nachweislich fertigte Schmid in der Folge Panoramen für die Städte Wien, Salzburg, München, Konstanz, Heidelberg, Strassburg, Karlsruhe, Freiburg im Breisgau, Neapel, Luzern und Zürich an. Bezeichnend an diesen Bildern ist die grosse Sorgfalt, mit der landschaftliche und bauliche Einzelheiten festgehalten wurden, die die Ansichten zu aussagekräftigen geschichtlichen Quellen machen. ➔

Federzeichnung von Franz Schmid. Luzern mit der Kapellbrücke. Die Liniierung dient zur Übertragung der Zeichnung auf eine Kupferplatte.
 FOTO: Staatsarchiv Schwyz

JOHANN CARL HEDLINGER (1691-1771)

Johann Carl Hedlinger kam am 28. März 1691 in Seewen zur Welt und wuchs in ländlich-patrizischem Milieu auf. Um 1700 zog die Familie ins Tessiner Bleniotal, wo sein Vater Johann Baptist Hedlinger die Leitung der Silber-, Kupfer und Bleibergwerke übernahm. Der Knabe besuchte das Gymnasium in Bellinzona, das von Einsiedler Mönchen geführt war. Durch das Studium der alten Sprachen legte Johann Carl den Grund zu einer humanistischen Bildung, auf die der spätere Medailleur bei der Erfindung, Wahl und Beurteilung seiner Medailen-Sujets stets zurückgreifen sollte.

Die Arbeiten in den Werkstätten seines Vaters faszinierten den Knaben; die hier gewonnenen Eindrücke und ersten Versuche in der Stechkunst waren für den beruflichen Werdegang des Medailleurs prägend. Aus autodidaktischen Anfängen folgte von hier aus der Aufstieg zur internationalen Spitze. Nach seiner Schulzeit begab sich Hedlinger in den Dienst des Luzerner Goldschmieds und Münzmeisters Wilhelm Krauer und absolvierte eine Lehre als Goldarbeiter. 1716-17 arbeitete er beim lothringischen Hofmedailleur Ferdinand de Saint-Urbain in Nancy und eignete sich dessen gepflegte Arbeitstechnik an. 1717-18 besuchte er die Akademie in Paris und wirkte hier in der königlichen Münzstätte. Ab diesem Zeitpunkt nahm die Karriere des jungen Künstlers einen kometenhaften Aufstieg. Berühmte Personen seines Fachs – wie etwa François Joseph Lancret, ein hoch angesehener Petschaftstecher oder der Direktor der königlichen Medailenmünze Nicolas de Launy – überhäuferten das Schwyzer Talent mit Aufträgen. Mit ungebrochenem Eifer eignete sich Hedlinger

die künstlerischen Fertigkeiten an, um höchsten Ansprüchen zu genügen. Der Wunsch des jungen Künstlers, an einem fürstlichen Hof dieses hohe Ideal umsetzen zu können, erfüllte sich 1718 mit der Berufung nach Stockholm. Im Alter von 27 Jahren wurde er dort zum Nachfolger des verstorbenen Hofmedailleurs Arvid Karlsteen im Dienst von Karl XII., Königin Ulrike Eleonore und König

Friedrich I. Hedlinger entwarf zu allen wichtigen politischen Ereignissen und Staatsakten geistreiche Medaillen.

1726-27 unternahm er eine 18-monatige Kavaliereinfahrt mit einem halbjährigen Aufenthalt in Rom, wo er die Zeit mit Kunststudien nutzte. Diese Italienreise war Hedlingers grosses Bildungserlebnis. Inspiriert von neuen Ideen, ergriff der Medailleur 1728 sein Handwerk wieder und war so produktiv wie nie zuvor. Als Erstes schuf er ein neues Schwyzer Standessiegel, womit er seiner Heimat seinen Tribut zollen wollte. Der Silberstempel mit dem Reiterbild des Landesheiligen Martin wurde mit grossem Beifall aufgenommen. Allerdings scheint das Siegel nicht sehr praktikabel gewesen zu sein; sehr fein gestochen war es schwer abziehbar und daher wenig in Gebrauch. (siehe Abbildung)

Neben weiteren qualitätvollen Arbeiten schuf Hedlinger in dieser Zeit auch die Medaille auf Niklaus von Flüe, der bereits seit dem 16. Jahrhundert (also lange vor seiner Heiligsprechung) in der Alten Eidgenossenschaft verehrt wurde. Die Bruder-Klaus-Medaille wurde zu einem der am meisten verbreiteten Werke. Ikonographisch hat sie sogar bis in 19. Jahrhundert nachgewirkt. Hedlinger avancierte zum gereiften, europaweit an Fürstenhöfen gern gesehenen Meister. Trotz mehrfacher Stellenangebote des russischen und des sächsischen Hofes blieb der Schwyzer Medailleur der schwedischen Krone treu. Erst auf wiederholtes Bitten und Drängen gelang es den Höfen von Kopenhagen, Petersburg und Berlin, den Künstler vorübergehend in Dienst zu nehmen. 1745 wurde er schliesslich zum königlich-schwedischen Hofintendanten ernannt.

Nach der Rückkehr in die Heimat liess er sich 1746 in Schwyz nieder, wo er bis an sein Lebensende – 25 Jahre lang – erfolgreich tätig war. Sein Werk umfasst rund 300 Medaillen, Münzen, Wachsbossierungen, Siegel und Goldschmiedearbeiten. Er zählt zu den bedeutendsten europäischen Medailleuren des 18. Jahrhunderts. Kurz vor der Vollendung seines Achtzigsten Lebensjahres starb Hedlinger am 14. März 1771. Der Medailleur hatte als eine der letzten Arbeiten im Geheimen noch sechs Silberjetons geschlagen – der Lohn für jene Männer, die dermaleinst seinen Sarg tragen würden.

AUGUSTIN MATHIAS CURIGER
(1787-1811) UND FRANZ XAVER
CURIGER (1790-1811)

In der Zeit zwischen 1750 und 1850 entwickelte sich in Einsiedeln die grosse Zeit der sogenannten „Einsiedler Kleinplastiker und Wachsbossierer“. Ein Grund für diese Blütezeit in Einsiedeln war der barocke Klosterneubau, der viele hochqualifizierte auswärtige Künstler ins Klosterdorf brachte. Einheimische Einsiedler Künstler – herausragend war die Künstlerfamilie Curiger – erhielten von diesen fremden Künstlern entscheidende Anregungen.

Hier eine Darstellung der zwei Brüder Augustin und Xaver Curiger nach einer Darstellung von Kantonsarchivar Karl Styger (1822-1897): „Die beiden Brüder Xaver und August begaben sich zu ihrer Ausbildung zunächst nach Wien, wo sie fleissig ihren Studien oblagen und im besten brüderlichen Einvernehmen lebten. Als 1809 Napoleon in Wien einzog, porträtierten die Brüder Curiger den Kaiser vom blossen einmaligen Sehen so gelungen, dass der Kaiser selbst von dem Porträt entzückt war, und ihnen eine jährliche Unterstützung bewilligte. Es gelang ihnen dann wirklich, nach Paris zu kommen, wo sie die Majestäten Napoleon und die Kaiserin Marie Louise porträtierten, vom Kaiser persönlich empfangen und mit 3000 Fr. beschenkt wurden. Es wurde ihnen gestattet, in den Sälen des kaiserlichen Palastes das Kind von Frankreich, den neugeborenen König von Rom, Napoleon II., zu porträtieren. Den Verwandten zu Hause schrieben sie zärtliche Briefe und meldeten ihnen das unerwartete Glück, es lachte ihnen der Erfolg einer glänzenden künstlerischen Laufbahn. Da – im Oktober 1811 – kam von Paris die Trauerkunde nach Einsiedeln, dass ein Bruder (Augustin) mit zerschlagenem Gehirnschädel tot auf dem Zimmer, und der Leichnam des andern (Xaver) aus der Seine gezogen worden sei. ... Es verlautete damals, ein Bruder habe im Affekt den andern getötet, und sich dann selbst entleibt. ...“ Die wirklichen Todesumstände der beiden Brüder Curiger konnten nie geklärt werden, doch gibt es auch andere Berichte nach denen sie als unliebsame Konkurrenten am Kaiserhofe beseitigt wurden.

KUNSTMALER AUGUST BENZIGER
(1867-1955)

August Benziger kam am 2. Januar 1867 in Einsiedeln zur Welt. Sein Vater war Adelrich Benziger, Inhaber der berühmten Verlagsanstalt. August sollte in das traditionsreiche Unternehmen seines Vaters einsteigen, wählte jedoch entgegen den väterlichen Plänen den beruflichen Weg des Künstlers. Wichtige Stationen seiner künstlerischen Laufbahn waren Wien, Paris, Rom, Zürich und London. Als glänzender Gesellschafter fand er überall Zugang zur grossen Welt.

Als er eines Tages in Zürich den bekannten Seidenfabrikanten Robert Schwarzenbach porträtierte, veranlasste ihn dieser, seine beiden Ateliers in Paris und Zürich aufzugeben und in die Vereinigten Staaten zu gehen. Hier wurde er zum begehrten Porträtisten und malte unter anderem die Präsidenten William McKinley, Theodore Roosevelt und William H. Taft oder den Präsidenten von Mexiko Porfirio Diaz. Pierpont Morgan, berühmter amerikanischer Unternehmer und Bankier, vertraute sich seinem Pinsel ebenso an wie die Kardinäle Farley von New York, Gibbons von Baltimore oder O'Connell von Boston. Hatte Benziger zunächst nur an einen kurzen Aufenthalt in den Vereinigten Staaten gedacht, so wurden daraus schliesslich 25 Jahre. In New York heiratete August Benziger 1898 seine Frau Gertrud, die aus einer wohlhabenden Industriefamilie stammte. Auch in Europa erhielt Benziger immer wieder ehrenvolle Aufträge. Im Vatikan malte er drei Päpste: Leo XIII., Benedikt XV. und Pius XI., in Stockholm König Gustav von Schweden. Ebenso liessen sich die Schweizer Bundespräsidenten Ludwig Forrer und Adolf Deucher von dem um die Jahrhundertwende sehr bedeutenden Porträtisten malen.

Zusammen mit seiner Frau und den drei Töchtern liess sich Benziger zu Beginn des 20. Jahrhunderts in Brunnen nieder. Hier liess er 1903/04 das Grand Hotel Brunnen nach Plänen von Emil Vogt, Luzern, erbauen. Das Jugendstilhotel, welches einen dominanten Akzent im Brunner Ortsbild darstellt und zu den bedeutendsten Hotelbauten am Vierwaldstättersee zählt, wurde zum beliebten Treffpunkt von Adel und gehobenem Bürgertum. 1947 kehrte das Ehepaar endgültig nach New York zurück, wo das markante Leben des Auslandschweizers August Benziger 1955 sein Ende fand; sein künstlerisches Lebenswerk umfasst über fünfhundert Porträts. 📍



*Kaiser Otto I wird für seine entscheidende Rolle in der Gründungszeit des Klosters Einsiedeln in der Klostergemeinschaft in Ehren gehalten. Äusseres Zeichen dieses Andenkens ist die 1749 auf dem Klosterplatz errichtete Statue.
FOTO: Stefan Zürner*

KAISER OTTO UND DAS KLOSTER EINSIEDELN

WARUM DIE JAHRHUNDERTE ALTE
BEZIEHUNG ZWISCHEN SACHSEN-ANHALT
UND DEM KANTON SCHWYZ NEUEN
SCHWUNG BEKOMMT

von Andreas Meyerhans

Seit Anfang August feiert das deutsche Bundesland Sachsen-Anhalt das „Otto-Jahr“. Kaiser Otto der Grosse, der dort vor 1100 Jahren geboren wurde und einen weitreichenden Einfluss auf die Entwicklung des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ hatte, wird in vielfältigen Ausstellungen überall im Bundesland gefeiert. Was hat das mit dem Kanton Schwyz zu tun? Einiges. Damals wie heute. Doch der Reihe nach. Angefangen hat alles mit dem Benediktinerkloster Einsiedeln.

Das wurde 947 von Otto mit dem Recht der freien Abtwahl ausgestattet. Dem ersten Abt, Eberhard, gestand er zugleich die Reichsunmittelbarkeit zu. Damit durfte kein anderer als der König über den Abt richten. Aber wusste der König der Deutschen, der 952 zum Kaiser gekrönt wurde, wo Einsiedeln lag? Wusste der im heutigen Sachsen-Anhalt geborene und begrabene Herrscher, welche Gemeinschaft er im voralpinen Gebiet mit diesen Privilegien bedachte? Wir wissen aufgrund der prächtigen Urkunde von 947, die heute noch im Klosterarchiv Einsiedeln zu finden ist, dass Herzog Hermann von Schwaben ✂



sich beim König für das neu gegründete Kloster einsetzte. Hermanns Ehefrau Reginlinde, war mit Abt Eberhard bekannt und sah wohl für dieses junge Kloster eine bedeutende Zukunft voraus.

951 heiratete Otto I. die Enkelin Reginlindes, Adelheid, was sich segensreich für das Kloster auswirkte. Denn die meisten der in der Folge ausgestellten Herrscherurkunden verdankt das Kloster wohl der jungen Kaiserin Adelheid. Mit 13 erhaltenen Exemplaren verfügt das Klosterarchiv Einsiedeln heute über eine der bedeutendsten Sammlungen ottonischer Urkunden in Europa.

Die Insel Ufnau – seit bald 1050 Jahren Klosterbesitz

Im Jahr 965 schenkte Otto I. der Gemeinschaft die Insel Ufnau sowie weitere Besitzungen rund um den Zürichsee. Unter anderem auf dem Gebiet der heutigen Gemeinde Freienbach. Die Ortschaft Pfäffikon wird in diesem Zusammenhang erstmals erwähnt (Phaffinchova). Und auch der Name Schwyz erscheint in einer Urkunde Ottos II. von 972 erstmals in der lateinischen Form Suittes.

Man kann sich zweifellos auf den Standpunkt stellen, dass diese in Urkunden festgehaltenen Vermächtnisse und Namensnennungen nur etwas für historisch Interessierte sind und die Ereignisse keine Relevanz für Menschen des 21. Jahrhunderts haben. Man kann es aber auch anders sehen: Ohne die Unterstützung durch das ottonische Herrscherhaus hätte das Kloster Einsiedeln seine Position nicht so schnell wie geschehen gefestigt. Es wäre auch nicht in kurzer Zeit zu einem kulturellen Zentrum geworden, das im Mittelalter der Wirtschaftsmotor der Region war. Denn die Wallfahrt nach Einsiedeln – die fast so alt ist wie das Kloster – zog schon früh Hunderttausende in die Waldstatt. „Geburtshelfer“ Otto sei’s gedankt.

Die Äbte des Klosters Einsiedeln waren ausserdem durch die Könige und Kaiser aus dem Haus der Ottonen mit weltlichen Machtbefugnissen ausgestattet, was etwa in ihrem Status als Reichsfürsten zum Ausdruck kam. Das Kloster wurde dadurch und dank der frühen ottonischen Schenkungen und Privilegien zu einem regionalen Machtfaktor. Dazu trug ebenfalls bei, dass alle Mitglieder des Konvents bis 1526 Adelige waren und damit über beste Beziehungen in Adelsfamilien auf dem Gebiet der heutigen Schweiz und Süddeutschlands verfügten.



965 schenkte Kaiser Otto I. auf Bitten seiner Gattin Adelheid die Insel Ufnau sowie Besitzungen in Pfäffikon der Einsiedler Klostergemeinschaft.

Ein Kaiser entscheidet gegen Einsiedeln – und für Schwyz

Aufgrund dieses adeligen Netzwerkes waren gute Beziehungen zu Abt und Konvent für eine Stadt wie Zürich, aber auch für einen aufstrebenden Länderort wie Schwyz zentral. Mit der Herrschaftsintensivierung der eidgenössischen Kleinstaaten im 15. Jahrhundert gerieten klösterliche Herrschaften wie Einsiedeln unter Druck. An die Stelle von guten Beziehungen traten je länger, desto mehr klare Machtansprüche – von aussen.

Schwyz konnte sich 1434 dank des Schiedspruchs von Kaiser Sigismund von Luxemburg (1368–1437) die Vogtei über das Kloster sichern. Dagegen hatte sich allerdings Abt Burkard von Krenkingen-Weissenburg mit allen Mitteln – einschliesslich der Unterstützung der



Einst im Geschichtsunterricht der Stiftsschule Einsiedeln an Moltonwänden mit Reissnägeln befestigt. Heute wertvolle Preziosen in der Ausstellung zum 1100. Geburtstag von Kaiser Otto I.: Originalurkunden des Klosters Einsiedeln aus dem 10. Jahrhundert.

Schwyzer Engagement in Sachsen-Anhalt

Solche geschichtlichen Wurzeln sind ohne Zweifel interessant. Aber ergeben sich daraus auch für das Jahr 2012 konkreten Zusammenhänge? Jetzt kommt das sachsen-anhaltinische „Ottonen

Stadt Zürich – gewehrt. Vergeblich. Die Ironie der Geschichte: Königliche und kaiserliche Entscheidungen legten die Basis für das Werden des Klosters Einsiedeln. Ein kaiserlicher Spruch wiederum ermöglichte dem Länderort Schwyz eine direkte Einflussnahme im Kloster Einsiedeln.

Auch das total irrelevant aus heutiger Sicht? Das kann man so sehen. Muss es aber nicht. Denn hätten die Herrscher des „Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation“ im 10. und im 15. Jahrhundert anders entschieden, wäre die Region am oberen Zürichsee wohl nicht zu einem Kerngebiet des klösterlichen Besitzes geworden – und der heutige Bezirk Höfe vielleicht nie Schwyzer Gebiet. Dass sich die Schwyzer die Einsiedler Höfe „Pfäffikon“ und „Wollerau“ erst im sogenannten Alten Zürichkrieg 1440 definitiv sichern konnten, wird oft vergessen. Die Region, die heute das wirtschaftliche Rückgrat des Kantons Schwyz bildet, wäre wohl Zürcher Hoheitsgebiet geblieben und damit heute ein Teil des Kantons Zürich. Die wirtschaftlichen Folgen für den heutigen Kanton Schwyz lassen sich leicht ausrechnen.

Auch wenn die Bezeichnung Kaiser Ottos I. als „Vater“ des Schwyzer Wirtschaftswunders weit hergeholt erscheint, so war und ist sich die Klostergemeinschaft seiner grossen Bedeutung für das Kloster Einsiedeln seit Jahrhunderten bewusst. Mit dem Neubau der Klosteranlage im 18. Jahrhundert kam der Ottone auch zu baulichen Ehren. Der bekannte Bildhauer Johann Baptist Babel setzte dem Kaiser mit einer eindrücklichen Statue, die 1749 auf dem Klosterplatz aufgestellt wurde, ein Denkmal.

Jahr“ zum Einsatz. Denn heuer jährt sich nicht nur zum 1100. Mal der Geburtstag Kaiser Ottos des Grossen, sondern auch zum 1050. Mal der Tag seiner Kaiserkrönung. Das deutsche Bundesland Sachsen-Anhalt feiert diese Jubiläen mit einer grossen Ausstellung zu Otto dem Grossen und dem Römischen Reich in Magdeburg (www.otto2012.de) und in weiteren Ausstellungen in den sogenannten Kaiserorten.

Zu denen zählt auch Wallhausen, wo der spätere Kaiser im November 912 geboren worden sein soll. In der Schlossanlage Wallhausen erzählt eine Ausstellung vom Aufstieg der Ottonen, ihrem Herrschaftsaltag und von der damaligen Festkultur. Integriert in die Ausstellung sind die zwei erwähnten, Einsiedeln betreffenden Urkunden aus den Jahren 947 und 965. Sie werden erstmals in Deutschland ausgestellt.

Damit aber nicht genug: Die Schlossanlage in Wallhausen liegt heute in Schwyzer Hand. Dr. Helmut Meier-Föllmi hat das Renaissance-schloss, das am Ort der hochmittelalterlichen Wasserburg angelegt wurde, 2005 erworben und es zu einem kulturellen Zentrum im Südwesten Sachsen-Anhalts gemacht.

So schliesst sich der Kreis zwischen Schwyz und den Ottonen im 21. Jahrhundert erneut. Und gibt damit den über Jahrhunderte währenden Beziehungen neuen Schwung. Fast möchte man sagen: Ohne Kaiser Otto kein Kloster Einsiedeln – ohne Kloster Einsiedeln keine Ottonen-Ausstellung. Aber das wäre eine Übertreibung – und sehr unschwyzersch. 🍷



MY FACE, LOOK!

DIE SUMME SEINER KÖPFE
GIBT DEM KANTON SEIN
GESICHT.

Auf dieser Doppelseite sollten Sie erscheinen. Mit einem Porträt. Gemeinsam mit anderen Schwyzerinnen und Schwyzern!
Warum alles Facebook überlassen, wenn mit Y MAG Freunde und Kollegen erreicht werden können? Auf gutem Papier und in heimatlichem Umfeld.

So wie zum Beispiel
Erwin und Elfi
Betschart



Schicken Sie für die nächste Ausgabe also ein Foto, auf dem Sie sich gut getroffen fühlen, als jpg (das ist das Datei-Format Ihres Fotoapparates) mit Ihrer Adresse (damit wir wissen, dass Sie auch wirklich in SZ leben) an:

y-mag@amadeus-ag.com

Wir suchen daraus die Fotos aus, die im nächsten Heft hier abgedruckt werden, und im Nächsten und im Übernächsten und im ...





Setzen Sie sich für Ihren
Kanton in Szene!

Wir wollen unsere Leser sehen.
Und: dass auch andere Sie sehen.

HAUPTSPONSOR



01 PFÄFFIKON



02 WOLLERAU



03 LACHEN



04 SCHINDELLEGI



05 EINSIEDELN



06 STEINHAUSEN



07 KÜSSNACHT



08 GOLDAU



09 LAUERZ



10 IBACH-SCHWYZ

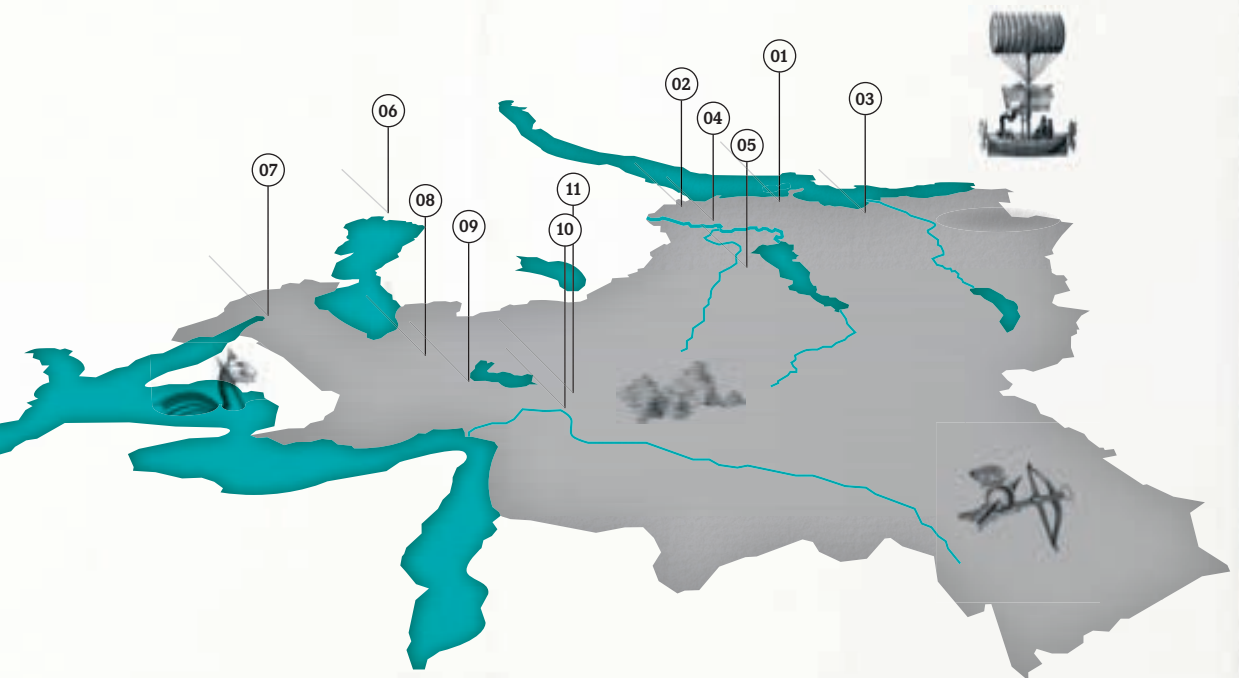
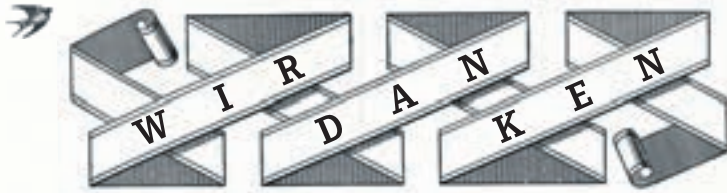


11 SCHWYZ

Mattig-Suter und Partner Schwyz Treuhand- und Revisionsgesellschaft



SCHWYZER KANTONALBANK · Schwyz | SWISSLOS · Lotteriefonds | CEVIAN CAPITAL · Investment Advisory · Pfäffikon | CGS MANAGEMENT · Private Equity · Pfäffikon | CHRISTEN AG · Bauunternehmung, Gartenbau, Transporte, Immobilien · Küssnacht am Rigi | CONVISA AG · Unternehmens-, Steuer- und Rechtsberatung · Schwyz, Pfäffikon, Altdorf | GARAVENTA AG · Maschinenbau · Goldau | GUTENBERG DRUCK AG · Grafik, Print, Mailing · Lachen | KÜHNE + NAGEL INTERNATIONAL AG · Logistik- und Transportunternehmen · Schindellegi | KÜHNE STIFTUNG · Schindellegi | MAX FELCHLIN AG · Konditorei-Halbfabrikate · Schwyz | MIT GROUP · ICT-Totalunternehmung · Wolerau | →



NEUROTH - HÖRCENTER AG · Hörgeräteakustik · Steinhausen | PROMAN AG · Projektmanagement im Petrochemischen Anlagenbau · Wollerau | SCHAUBBRENNEREI Z'GRAGGEN · Brennerei · Lauerz | STEINEL SOLUTIONS AG · Elektronikentwicklung und Produktion · Einsiedeln | SCHWYZ TOURISMUS · Schwyz | SWISS CASINOS PFÄFFIKON ZÜRICHSEE · Spielcasino · Pfäffikon | TELLCO AG · Anlage- und Vorsorgelösungen · Schwyz | TREUHAND- UND REVISIONSGESELLSCHAFT MATTIG-SUTER UND PARTNER · Steuerberatung und Wirtschaftsprüfung · Schwyz | VICTORINOX AG · Ibach-Schwyz